

N3412F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Der Papst aus Polen

Bischof F. J. Cox

Maria – Zeichen sicherer Hoffnung

Kardinal J. Ratzinger

Ansprachen auf dem Marianischen
Kongreß

Erzbischof Angelo Sodano

Zum zehnten Todestag
Pater Kentenichs

Karl Bausenhardt

Marienerehrung in Polen

Diskussion um das geistliche Kleid

14. Jahrgang

Heft 1

Januar 1979

Inhalt:

Der Papst aus Polen	1
Bischof Francisco J. Cox Maria – Zeichen sicherer Hoffnung	3
Kardinal Joseph Ratzinger Ansprachen auf dem Marianischen Kongreß in Ecuador	13
Erzbischof Angelo Sodano „Der Mann des Gehorsams wird Sieglieder singen“	21
Karl Bausenhart Das klassische Zeitalter der Marienverehrung in Polen	25
Jonestown und die Voraussetzungen	39
Buchbesprechungen	43

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 17,60 zzgl. Porto, in der Schweiz Sfr. 18,00 zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,-.

Der Papst aus Polen

Der Ausgang des zweiten Konklaves, zu dem die Kardinäle im Drei-Päpste-Jahr 1978 zusammentreten mußten, war keine geringe Überraschung. Zwar waren bei den Spekulationen vor dem Konklave auch einige nicht-italienische Kardinäle als ernsthafte Kandidaten für das Papstamt erwähnt worden. Kardinal Karol Wojtyła jedoch war nicht darunter. Es herrschte im übrigen die Überzeugung vor, daß auch der Nachfolger des allzu früh verstorbenen Johannes Paul I. ein Italiener sein solle. Für die Wahl eines Nicht-Italieners schien die Zeit noch immer nicht reif. Aber dann trat am Abend des 16. Oktober der Erzbischof von Krakau auf die Loggia der Peterskirche, um als Johannes Paul II. seinen ersten Segen zu spenden.

Der überraschend gewählte Papst übte von Anfang an eine noch größere Anziehungskraft aus als sein Vorgänger, der in seiner feinen Art das Herz des Volkes im Sturm erobert hatte. Bei den Mittwochaudienzen vermochte die große Audienzhalle wochenlang die Zahl derer, die den neuen Papst sehen und hören wollten, kaum zu fassen, und zum sonntäglichen Engel des Herrn strömten so viele Menschen zum Petersplatz, wie es früher nur an hohen Feiertagen der Fall gewesen war.

Man darf wohl schon jetzt sagen: Die Wahl des Kardinals von Krakau war, so unerwartet sie kam, eine gute Wahl. Johannes Paul II. verfügt über eine Ausrüstung, die ihn für sein Amt hervorragend qualifiziert. Sein Intellekt ist philosophisch wie theologisch ausgezeichnet gebildet. Man spürt auch, daß der Papst eine gediegene und tiefe Frömmigkeit besitzt, die, wie sein Wappen zum Ausdruck bringt, stark marianisch akzentuiert und darum zugleich christozentrisch und pastoral ist. Schließlich bringt der Papst eine bedeutsame seelsorgerliche Erfahrung mit, nicht nur, weil er aus einem kommunistisch beherrschten Lande, sondern auch aus einer Diözese mit viel Industriearbeiterschaft kommt. Natürlich wird es einige Zeit brauchen, bis Johannes Paul II. sich voll und ganz in seine Aufgabe eingearbeitet, seine eigene Linie gefunden und verdeutlicht hat. Man wird auch für ihn beten dürfen, daß es ihm gelingt, die notwendige Mitarbeit und ein gutes Team von Mitarbeitern zu finden.

Nachdem aber die Wahl dieses Papstes eine solche Überraschung war, ist es höchst angebracht, sich im Lichte des Vorsehungsglaubens nach ihrer Bedeutung zu fragen, das heißt, sich zu fragen, ob Gott seiner Kirche durch die Wahl dieses Papstes aus Polen nicht eine besondere Botschaft vermitteln will. Worin könnte die Botschaft zu sehen sein?

Eine Antwort hierauf kann selbstverständlich nur in gebotener Bescheidenheit gegeben werden, und wenn wir sie nachstehend in Kürze versuchen, dann soll sie auch nur die Form von tastenden Fragen haben. Zwei Fragen scheinen vor allem bedenkenswert.

Erstens: Könnte es sein, daß Gottes Vorsehung uns durch die Wahl des Papstes aus Polen bedeuten will, daß die Beschleunigung der Entwicklung, die ganz klar ein wesentliches Kennzeichen unserer Zeit ist, sich noch schneller vollzieht, als wir bisher angenommen haben? Wir sagten oben, daß die Wahl eines Nicht-Italieners zum Papst vor dem Konklave durchaus ernsthaft erörtert wurde, daß aber die vorherrschende Meinung dahinging, es sei dafür noch um einiges zu früh. Gottes Vorsehung hat sich diese menschlichen Berechnungen nicht zu eigen gemacht. Nach den Plänen Gottes war offenbar jetzt schon der Zeitpunkt gekommen, von der mehrhundertjährigen Tradition eines Italieners auf dem Stuhl des hl. Petrus abzuweichen und damit ein weiteres dringliches Zeichen zu geben, daß eine neue Epoche in der Geschichte der Kirche angebrochen ist und rascher heraufzieht, als wir es uns vorzustellen vermögen. Die Wahl Johannes Pauls II. käme damit einer Mahnung und Einladung gleich, uns noch mehr als bisher für den gottgewollten Wandel der Dinge bereit zu halten und uns noch entschiedener auf die neue Epoche mit ihren Gegebenheiten und Aufgaben einzustellen.

Zweitens: Muß man nicht einen eigenen Fingerzeig in der Tatsache erblicken, daß Johannes Paul II. – auch das sagten wir oben schon kurz – aus einem Volke kommt, das schon seit Jahrzehnten unter einem kommunistischen Regime leben muß? Braucht die Kirche einen Papst mit dieser speziellen Erfahrung? Ohne Zweifel ist die Auseinandersetzung mit dem Kollektivismus marxistischer Prägung nach wie vor eines der großen Themen, wenn nicht das große Thema, unserer Zeit, vor allem auch für die Kirche. Oder tritt vielleicht das Verhältnis der Kirche zu den kommunistisch beherrschten Ländern in ein neues Stadium? Dabei wäre nicht nur an die Länder in Osteuropa und auf dem Balkan, sondern neuestens verstärkt an China zu denken. Nicht zu übersehen ist ferner, daß die Kirche in verschiedenen Staaten Afrikas, wie Angola, Mozambique, Guinea und Äthiopien, seit einigen Jahren mit kommunistischen oder kommunistisch gelenkten Regierungen konfrontiert ist. Wie die Dinge sich augenblicklich darbieten, ist damit zu rechnen, daß in weiteren afrikanischen Ländern eine ähnliche Situation entsteht, in Rhodesien etwa und im künftigen Namibia. Schließlich darf man auch das freie Europa nicht vollständig aus solchen Überlegungen ausschließen. Die Gefahr einer kommunistischen Machtübernahme in Italien ist nach wie vor nicht dauerhaft gebannt. Und wer würde behaupten wollen, daß das übrige Europa gegen eine kommunistische Überwältigung, sei es von innen durch moralische Verrottung, sei es von außen durch die militärische Macht der Sowjet-Union, gefeit und gesichert ist?

Was immer man von solchen Erwägungen halten mag: die Wahl Johannes Pauls II. ist ein Ereignis von noch nicht abzuschätzender Tragweite, das die sorgfältigste Beachtung und Betrachtung mit dem Auge des Glaubens verdient.

Maria - Zeichen sicherer Hoffnung

Predigt bei der Eucharistiefeyer der Schönstattfamilie auf dem Katholikentag in Freiburg am 16. September 1978

Von Bischof Francisco José Cox, Chillán (Chile)

Es bedeutet für mich eine ganz große Freude, Sie alle heute hier in so großer Zahl versammelt zu sehen, hier in Freiburg, der Stadt des Katholikentages, in der sich heute das Herz der Kirche Deutschlands konzentriert. Ich bin innerlich ergriffen, daß ich Ihnen den Gruß jenes Landes bringen darf, in dem unser Vater am 31. Mai 1949 einen ganz bedeutenden Schritt unternahm, einen Schritt von weittragender Wichtigkeit für ihn und für die Zukunft seines Werkes, am Fuß der schneebedeckten Anden in einem kleinen Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter.

Unser Vater liebte die Kirche und wagte einen schweren Kampf, der ihn vierzehn Jahre in die Verbannung führte und ihm viele Leiden brachte. Pater Kentenich hat uns gerufen, ihm und seinem Ideal zu folgen. Sein brennender Wunsch war: Schönstatt soll das Herz der Kirche am Neuen Ufer werden. Heute sehe ich diesen Wunsch symbolisch verwirklicht. Sie alle geben Zeugnis mitten im Herzen der deutschen Kirche, dieser Kirche, die unruhig in die Zukunft blickt, vom lebensvollen Reichtum und von der Fruchtbarkeit, die Gott ihr anbietet aus dem Heiligtum unserer Dreimal wunderbaren Mutter, Königin und Siegerin.

Es ist eine große Freude für mich, heute unter Ihnen sein zu können als Glied der chilenischen Schönstattfamilie, als Mitbruder im Bündnis und als Bischof. Ich komme aus diesem geheimnisvollen Herzen der Weltkirche, die wir, die Nachfolger der Apostel, als Kollegium mit dem Nachfolger Petri konstituieren. Als Schönstattbischof freue ich mich, Sie hier zu sehen, inmitten der Kirche, die Sie lieben und der Sie dienen wollen. Das überzeugt mich, in Ihnen echte, wahre Kinder unseres Vaters zu sehen.

Zuletzt bin ich mit einer dritten Eigenschaft gekommen: Als Bischof einer Teilkirche, der Diözese von Chillán, deren herzlichen Gruß ich Ihnen überbringe. Wir haben als Diözesanideal gewählt: „Diözesanfamilie — Kirche der Hoffnung“. Ich glaube, dieses Motto wird mir helfen bei den Worten, die ich zu Ihnen sprechen werde über „Maria — Zeichen sicherer Hoffnung“. Ja, Maria ist unsere Hoffnung, die sicherste aller Hoffnungen. Sie, die Mutter des Herrn, ist fähig, uns in einer Familie zu einigen. Sie kann die weltweite Kirche zu einer glaubwürdigen Familie Gottes gestalten, die soziale Ordnung erneuern, sie menschenwürdig und christlich formen, so wie unser Vater es mit seinem prophetischen Blick in die Zukunft voraussah. Ja, das ist unsere

Sendung, der große Dienst, den wir der Kirche erweisen sollen: Aus ganzem Herzen mithelfen, daß die Menschen neu entdecken, was unsere ältesten Gebete seit Jahrhunderten verkünden, daß Maria unsere große Hoffnung, die größte und sicherste Hoffnung der Menschheit bedeutet.

Diese Behauptung ist nicht Frucht unserer eigenen, persönlichen Frömmigkeit, der persönlichen Begeisterung. Es ist Gott selbst, der es uns durch die ganze Heilige Schrift verkündet. Hören wir zunächst auf sein Wort. Erinnern wir uns dann an die prophetischen Worte unseres Vaters, wenn er das Wort Gottes auf unsere Zeit anwendet. Zuletzt freuen wir uns dankbaren Herzens, daß das II. Vatikanische Konzil in feierlicher und universaler Weise diese seine Überzeugung annahm und sie zu einer Wegweisung für die ganze katholische Kirche gemacht hat.

I. Heilige Schrift

An erster Stelle öffnen wir das Buch der Heiligen Schrift. Die Hoffnung strahlt wie ein Licht und eine Kraft, die den Menschen in seinen Kämpfen und in seinen Leiden orientiert und stärkt. Sie gibt denen, die sich schwach fühlen und verirrt auf dem Weg, Mut zum Durchhalten. Die Hoffnung ist in den Stunden der Ängste und Schwierigkeiten die Gewißheit, daß wir sicher zum Ziel gelangen werden, zum wahren Glück und Frieden. Die Hoffnung ist die Tugend dessen, der auf dem Weg zum Ziel sich befindet, des Pilgers, der noch nicht daheim ist. Sie ist die Tugend des Schuldiggewordenen, des Sünders.

Die ersten Menschen, Adam und Eva, waren Menschen, die hofften auf den Augenblick, Gott zu schauen von Angesicht zu Angesicht. Sie konnten aber Gott bereits schauen jeden Tag, „wenn Er sich beim Tageswinde im Garten erging“ (Genesis 3, 8). Das war aber eine ganz andere Hoffnung als unsere Hoffnung. Die Hoffnung des Sünders — nach der wir Sehnsucht tragen und die wir brauchen — ist nur erreichbar nach der begangenen Schuld. In der Tat beginnt die Hoffnung erst nach dem Sündenfall, nach dem Urteilspruch Gottes, nach der Vertreibung aus dem Paradies. Die gleiche gerechte und erzieherische Hand, die straft, ist auch die erbarmende Hand Gottes, die ein helles Licht aufstrahlen läßt am dunklen Horizont der Menschheit. Zur gleichen Zeit, da in der Welt der Schmerz, die Unterdrückung, das Leid, der Tod sich ausbreiten, erstrahlt die Hoffnung, und diese Hoffnung trägt vom ersten Augenblick an einen Namen: Maria.

Der Name wird noch nicht erwähnt. Doch seine künftige Trägerin scheint bereits angedeutet mit großer Klarheit in den Worten: „Die Frau, die der Schlange den Kopf zertreten wird“ (Genesis 3, 15). Die Frau wird über die Sünde und ihre Folgen siegen; sie wird die Bindungen der Liebe zwischen

Gott und den Menschen wiederherstellen; die Menschen werden so wieder zu Brüdern und sie werden ihre Stellung als Herren der Welt und der Geschichte wiedererobern. Es ist der bekannte biblische Text, den die Überlieferung als „Proto-Evangelium“ kennt, das erste Evangelium, die erste Verkündigung der Frohen Botschaft, der Hoffnung auf Christus hin. Er ist eine Botschaft, die uns Maria ankündigt, die Mutter, die den Heiland bringt, den Morgenstern, welcher der aufgehenden Sonne voraus erscheint. Wir haben Grund zu hoffen! Das helle Licht wird einmal leuchten in der Dunkelheit. Maria, die Frau, ist das Zeichen. Das sind Worte der Hoffnung, der Ermutigung, die von Anbeginn das mühselige Wandern der schuldigen Menschheit begleiten. Die Sicherheit des Endsieges und das ewige Glück sind unlöslich mit Maria verbunden.

Eine Hoffnung, die in der Zukunft aufleuchtet, kann sehr sicher sein, aber sie ist doch keine absolute Sicherheit, solange nicht einer das Ziel tatsächlich erreicht hat. Der Vater im Himmel, aus unendlicher Güte, wollte noch viel weiter gehen, um jeglichen Zweifel oder Unsicherheit zu verbannen. Damit wir nicht in die Versuchung fallen zu denken, daß vielleicht die Auferstehung des Herrn das persönliche Privileg des Sohnes Gottes sein könnte, aber nicht auf uns übertragbar, wollte er vor dem Tag unserer eigenen Auferstehung diese Gabe bereits jemandem schenken, der ganz zu unserem Geschlecht gehört, damit wir an einem Menschen denselben Glanz des auferstandenen Jesus sehen könnten. Dieses neue Zeichen der Hoffnung — diesmal nicht nur verkündet, sondern wirklich, real, verifiziert — ist Maria, die Jungfrau in den Himmel aufgenommen, so wie es uns die letzten Seiten der Geheimen Offenbarung berichten (12, 1—17).

Die Frau bekleidet mit der Sonne, mit Sternen gekrönt, den Mond zu ihren Füßen — Symbol dafür, daß alles Veränderliche bereits überwunden ist —, das ist dieselbe geheimnisvolle Frau, von der das Proto-Evangelium spricht. „Sie wird einen Sohn gebären.“ Ihre Hoffnung hat sich voll und ganz erfüllt. Sie ist für uns der sicherste Beweis, daß auch wir, wie sie, zum Triumph, zur ewigen Herrlichkeit berufen sind.

So erstreckt sich der Weg unserer Hoffnung zwischen diesen beiden Bildern der auserwählten Frau: der Ankündigung ihrer Mutterschaft und der Vollendung ihrer Aufgabe. Maria ist Zeichen der Kirche, des geheimnisvollen Planes Gottes, den er für die Menschheit bereit hält. Sie ist das absolute Zeichen unserer Hoffnung.

II. Pater Kentenich

Die Vision, die uns Pater Kentenich bezüglich der Gottesmutter schenkte, entspricht ganz genau der biblischen Lehre. Pater Kentenich wollte nie ein Neuerer sein auf dem Gebiete der Theologie. Wie er selber sagte, fühlte er sich von Gott berufen, „Verbindungsoffizier“ zu sein zwischen der approbierten katholischen Lehre und dem praktischen Leben der Menschen unserer Zeit. Er wollte nicht Theologie schaffen, sondern die Theologie anwenden in einer wirksamen Pädagogik. Er suchte nach Wegen, Mitteln und Methoden, die den Menschen unserer Tage helfen können, zur Vollendung der christlichen Hoffnung zu gelangen, wie sie in Maria aufleuchtet. Die Entwicklung seiner marianischen Pädagogik führte ihn zu Entdeckungen, Erklärungen in theologisch-dogmatischer Hinsicht so wie auch auf theologisch-pastoralem Gebiet, die zweifelsohne eine der bedeutendsten Bereicherungen der Mariologie unserer Zeit bedeuten.

An erster Stelle, geleitet vom Bild Mariens, wie es in der Heiligen Schrift sichtbar wird, zeigt er uns mit außergewöhnlicher Tiefe die Zentralidee, das Wesentliche des geheimnisvollen Planes der Erlösung der Menschheit: Gott hüllte ihn ein in das Symbol der Frau, einer Frau, einer Mutter.

Was war der ursprüngliche Plan Gottes mit dem Menschengeschlecht, der durch die Sünde zerstört wurde? Pater Kentenich faßt ihn zusammen mit wenigen Worten: Gott wollte eine Familie, seine Familie bilden. So können wir den Sinn der geheimnisvollen Worte verstehen: „Laßt uns den Menschen“ — das heißt: das Menschengeschlecht — „schaffen nach unserem Bild und Gleichnis“ (Genesis 1, 26). Gott will nicht nur ein Wesen, begabt mit Geist, Intelligenz und Freiheit schaffen. Gott, der Schöpfer, ist ein dreifaltiger Gott, der sich selbst erkennt und erlebt in der Tiefe seines Wesens als eine Gemeinschaft, als eine Familie, deren Glück nur besteht in der unendlichen Liebe, die sie innerlich eint. Darin liegt der ganze Reichtum Gottes und was er dem Menschen mitteilen will. Darum erschafft er den Menschen als Familie, hervorgehend aus einer Familie, deren Ziel es ist, eine große Familie zu werden. Der Mensch hat von Gott die Aufgabe erhalten, die Welt sich untertan zu machen, sie zu verwandeln in die Heimat, wo Vater und Brüder miteinander leben in Liebe, in Wachstum und Reifung als Kinder und Brüder. Dann wird der Tag kommen, an dem die Menschen im Schoß der heiligsten Dreifaltigkeit teilhaben an der grenzenlosen Liebe der drei göttlichen Personen. Das ist der tiefste und letzte Sinn alles menschlichen Lebens: hier auf Erden lernen, Familie zu sein, eine Heimat aufzubauen, in der wir alle als Kinder und Brüder leben können. Dann werden wir auch einmal teilhaben am Glück der Familie, die die drei Personen der heiligsten Dreifaltigkeit bilden.

Die Sünde setzt sich diesem Plan Gottes entgegen. Der Mensch weigert sich, seine Abhängigkeitsstellung und den Gehorsam Gott gegenüber anzunehmen. Nach dem Bruch mit dem Vater reißen auch die Bande der Liebe zu den Menschen. Eva wird dem Manne unterworfen sein. Ein Mensch unterdrückt den anderen, seinen Bruder. Das Verhältnis, wie es unter Brüdern sein sollte, hört auf. Niemals können Menschen unter sich Brüder sein, wenn sie nicht an erster Stelle annehmen, daß sie Kinder eines gemeinsamen Vaters sind. Darin liegt ja die Quelle und der Kern der Einheit, die sie ersehnen. Aus demselben Grund verliert die Welt ihre Eigenschaft als Heimat. In Zukunft wird sie nicht mehr der Ort sein, wo die Kinder frei als Herren im Hause ihres Vaters leben, weil diese freiwillig auf ihre Eigenschaft verzichtet haben, und so sind sie Sklaven des eigenen Stolzes, der eigenen Sünde geworden. Die Welt wird zu einer Stätte der Unterdrückung, der harten Arbeit, der Ohnmacht gegenüber den Kräften der Natur, gegenüber dem Schmerz, dem Tod. Sie wird zum Ort der Verzweiflung.

Was ist das Wesen der Sünde? Der Bruch, die gewaltsame Auflösung dreier wesentlicher Bindungen eines jeden Menschen: der Bindung an Gott (Kind), der Bindung an den anderen (Bruder), der Bindung an die Schöpfung (durch die Arbeit, die der Mensch als Herr der Welt tut und aus dieser eine Heimat macht). Es sind die gleichen Folgen, die später der Herr verurteilt in der Parabel über Sünde und Vergebung, wie wir sie im Neuen Testament lesen, im Gleichnis vom verlorenen Sohn. Auch hier sehen wir, wie der verirrte Sohn die Bindung mit seinem Vater und seinem Bruder löst und — nachdem er allen Reichtum verschwendet hat — Schweinehirt wird, Symbol der allseitigen Not, im harten Gegensatz zu der Ruhe und dem Wohlstand, die er im Hause seines Vaters hatte.

Den gefallenen Menschen befreien, erlösen, bedeutet für Gott, die Bindungen, die der Sünder gelöst hat, wieder neu aufnehmen. Denn nur durch die Vereinigung des Herzens Gottes mit den Menschen an erster Stelle und dann durch die liebende Verbindung der Menschen untereinander gelingt es, jenes lebendige Netz oder jenen Organismus der Liebe wiederaufzubauen, der die Menschheit zu einer echten Gottesfamilie gestalten wird. Darin liegt ja das Wesen einer jeden Familie, sowohl der Familie des dreifaltigen Gottes wie auch der menschlichen Familie: daß die Bindungen der Liebe alle Glieder einen, verbinden und beleben. So verstehen wir auch, warum unser Vater mit großer Eindringlichkeit von der Notwendigkeit spricht, „den Organismus der natürlichen und übernatürlichen Bindungen“ neu zu erobern, und daß er das Wesen der Werktagsheiligkeit sieht in der Harmonie zwischen unserer Bindung an Gott (Kinder), an den Nächsten (als Brüder), an die Welt, an die Dinge und an die Arbeit. Alle Formulierungen unseres Vaters in dieser Richtung zeigen letzten Endes sein ausdrückliches Bemühen, uns auf prak-

tische Weise zu zeigen, worin das Wesen der Sünde und der Weg zu ihrer Überwindung — nach den Texten der Heiligen Schrift — liegt.

Um den Erlösungsplan zu verwirklichen, sendet Gott seinen eingeborenen Sohn persönlich in die Welt. Er wird Fleisch annehmen, und so — nach eigenem Recht — wird er zum Glied und Haupt des zerstörten sozialen Netzes, das die Menschen zusammenhält, nicht mehr mit Banden der Liebe, sondern des Hasses, der Ichsucht und Unterdrückung. So heilt er das soziale Gewebe von innen heraus durch die erlösende Kraft seines Geistes der Liebe. Er wird uns in sich wieder Kinder des Vaters werden lassen. So gibt er uns die Wurzel zurück, aus der die Möglichkeit hervorgeht, Brüder zu werden und in Christus von neuem die Herren der Welt und der Geschichte.

Gott will nicht unmittelbar die ganze Menschheit in seine Familie umwandeln. Er sucht Geschöpfe heranzuziehen, damit sie sein Werk vollbringen. Deswegen erlöst er einzelne Menschen mit der Hilfe anderer, die er sich zu Werkzeugen erwählt. Diese erwählten Menschen sind die Glieder der Kirche. Sie ist das große Zeichen, das Sakrament, das Werkzeug der erlösenden Tätigkeit Gottes. Die Kirche ist die neue Familie Gottes auf Erden, gebildet von allen jenen, die der Heilige Geist in Christus versammelt hat. Sie ist die Familie, die inmitten der Menschen als ein leuchtendes Zeichen der Hoffnung hervorragt, weil sie durch ihr Wort und durch ihr Leben verkündet, was Gott mit der ganzen Menschheit vorhat. Familie ist sie aber auch insofern, als sie diese Hoffnung in Wirklichkeit umwandelt. Die Kirche ist ein lebendiger Sauerteig, der täglich mit seinem apostolischen und missionarischen Drang die Menschheit mit dem neuen Leben, das aus Christus hervorgeht, durchdringt. Sie versöhnt die in die Irre gegangenen Brüder wieder mit dem Vater und den Brüdern. Sie weitet ihre Grenzen bis zu dem Tag, an dem sich das Wort des hl. Paulus verwirklicht: „Es gibt nicht mehr Fremde oder Sklaven, weil alle Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes sind“ (Epheser 2, 19).

Das ist der herrliche Plan Gottes: Das zerstreute menschliche Geschlecht wieder in Christus zu einen, in seiner Kirche, als eine Familie, als ein Volk, als ein Sakrament der Hoffnung: Als Familie, die verkündet und ermöglicht, wieder Kinder, Brüder und Herren zu werden, frei von der Angst des Leidens und des Todes. Das ist der Mensch, den Gott von Anfang an in Maria verwirklicht sah. Warum in Maria? Unser Vater erklärt es uns. Erstens, sagt er, weil Maria Mutter ist, und die Gestalt der Mutter ist für das menschliche Herz zutiefst mit der Idee der Familie und der Heimat verbunden. Sie ist das Herz in jeder Familie. In der Mutter wird die Einheit der Geschwister zusammengehalten. Die Mutter ist normalerweise auch das lebendige Band (Bindeglied) zwischen den Kindern und dem Vater. Ein bekannter Spruch sagt: Der Mann ist es, der das Haus baut, die Mutter wandelt

es in eine Heimat um. Durch die Psychologie, die der Frauen eigen ist, füllt sie das Haus mit menschlicher Wärme. Die Frau ist ja besonders für die Liebe und die persönliche Hingabe befähigt. Sie sucht spontan die Person in den Mittelpunkt und über die Dinge zu stellen. Sie schätzt die Bande der persönlichen Liebe höher als das Verhältnis der Herrschaft und Macht. Deswegen sollte eine Mutter, eine Frau, die Hoffnung auf die neue Gottesfamilie verkünden, und sie sollte sie auch verwirklichen, indem sie dem Gründer dieser neuen Gottesfamilie das Leben gab: Jesus Christus, unserm Herrn.

Mehr noch: Außer der innigen Beziehung zwischen Maria und der Hoffnung, von der schon das Proto-Evangelium spricht, hat unser Vater uns seine prophetische Sicherheit übermittelt, daß Maria in eigenartiger Weise die sicherste Hoffnung unserer apokalyptischen Zeit ist. Er hat sie am Firmament über diesen verwirrenden Zeiten leuchten gesehen, im sieghaften Glanz der Frau mit der Sonne bekleidet, der Siegerin in allen Kämpfen des Glaubens. In der Tat war er stets überzeugt, daß, über ihre überzeitliche und dauernde Sendung hinaus, Gott ihr eine ganz besondere Sendung für unsere Zeit gegeben hat im Hinblick auf die Überwindung der schweren anthropologischen Häresien unserer Tage.

Sicherlich: Niemals in der Geschichte dürstete die Menschheit so sehr nach Einheit und Brüderlichkeit, aber auch niemals gab es einen solchen Drang nach Herrschaft und Besitz über die Welt. Niemals früher hatte die Menschheit mit so vielen Mitteln wissenschaftlicher und technischer Art rechnen können, um diese Ziele zu erreichen. Wahrlich, die Entwicklung der Kommunikationsmittel hat unter den Menschen ein Bewußtsein planetarischer Einheit geschaffen. Was jetzt in dieser Stadt geschieht, können die Gläubigen meiner Diözese in den entferntesten Behausungen der Anden sehen. Ich selber konnte über den Ozean zu Ihnen kommen in weniger Zeit, als einige meiner Vorgänger brauchten, um meine Diözese zu bereisen. In den modernen Städten, in den gewaltigen Blocks leben Tausende von Menschen zusammen wie niemals vorher in der Geschichte. Aber hat uns all das dahin geführt, mehr Familie zu sein?

Leider nicht! Wir häufen uns jeden Tag in größeren Massen, aber inmitten der Massen fühlen sich die einzelnen Menschen schrecklich allein, verlassen. Niemand interessiert sich für den Nachbarn. Jeder fühlt sich als kleine Schraube an einer unpersönlichen Maschine, als kleines nicht beachtetes Sandkorn am Strand. Die persönliche Angst wächst immer mehr. Das Leben entbehrt seines Sinnes. Die Psychiater werden jeden Tag mehr von Kranken aufgesucht. Gleichzeitig sinkt die Familie in den Abgrund, und die Ehescheidungen übersteigen in vielen Städten die Zahl der Ehebündnisse.

Und was ist mit der Beherrschung der Welt geschehen? Die Spaltung zwischen technischem und menschlichem Fortschritt, die unser Vater schon im Jahre 1912 aufzeigt, wird jeden Tag größer. Die Regierungen warten mit Angst

auf den Tag, an dem eine Terroristengruppe uns mit einem atomaren Anschlag bedroht, indem sie eine Stadt oder mehrere Städte der Zerstörung und dem Untergang preisgibt. Kriege und Revolutionen wachsen. Politische Spannungen bestehen in allen Kontinenten. Unsere Welt, trotz allen Fortschritts, ist nicht humaner geworden, weil der Mensch nicht zu lieben weiß und nicht versteht, alle Erfindungen im Sinne der Liebe zu gebrauchen. Deshalb sind alle Fortschritte auf dem Gebiet der Wissenschaft und Technik zweifelhaft. Sie sollten Mittel im Dienst des Glücks sein. Aber man weiß nicht, worin dieses Glück besteht. Man weiß nicht, wie man die Macht des Fortschrittes gebrauchen soll, um die Welt in eine Heimat und die Menschen zu einer Familie zu gestalten. Im Gegenteil, die Wissenschaft und die Technik werden unkontrollierbar. Das Experiment des künstlich erzeugten Kindes öffnet bereits die tragische Möglichkeit, menschliches Leben außerhalb der Familie und ohne Liebe zu erzeugen. Wohin gehen wir mit alledem? Was wird aus dem menschlichen Wesen, wenn man anfängt, das Menschengeschlecht auf künstliche Weise zu erzeugen, je nach den wirtschaftlichen und politischen Vorteilen des Staates? Das ist schon nicht mehr Fiktion, es ist eine wirkliche und schauerhafte Möglichkeit.

Unser Vater war fest überzeugt, daß Gott der Gottesmutter eine besondere Sendung gegeben hat für unsere vermaßte, gewaltsame und unmenschliche moderne Gesellschaft. Maria wird sie retten als Frau und Mutter. Als unbefleckte Frau wird sie dem wachsenden Prozeß der Vermännlichung unserer Kultur die Waage halten, jener Überbetonung der männlichen Werte, vor allem gegenüber dem unermesslichen Drang zur Leistung und der manipulierenden Macht auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiet. Die Gottesmutter wird die Überlegenheit der persönlichen Liebe und der persönlichen Bindung wiederherstellen. Sie wird das tun durch ihre Macht als Mutter und Erzieherin, indem sie Frauen nach ihrem Bilde erzieht, Frauen, die ganz Liebe und Hingabe werden, Frauen, die fähig sind, Mütter zu werden, Mütter, die Menschen mit Kinder- und Brüderherzen erziehen. Frauen, die ihren Männern helfen, sich bewußt zu werden, daß der Sinn ihres Lebens nicht bloß darin besteht, durch Arbeit Geld oder Macht zu gewinnen, sondern indem sie lernen, Väter, Gründer einer Heimat und einer Familie zu sein. So kann die ganze Welt mehr und mehr Heimat werden und die Menschheit eine Familie. Maria wird die menschliche Gesellschaft retten auf Grund dieser mütterlichen und väterlichen Persönlichkeiten, die die Familie bilden, die Urzelle von allem. Das ist aber nicht nur eine psychologische und pädagogische Aufgabe. Es ist eine Erlösungssendung, nicht zu verwirklichen ohne die Gnade Gottes, ohne die innere Heiligung der Familie, weil sie die Offenbarung des Vaters in unserem Herrn Jesus Christus voraussetzt, „von dem jede Vaterschaft im Himmel und auf Erden ihren Namen hat“ (Epheser 3, 15).

Ohne eine vitale, persönliche und tiefe Bindung an ihn werden nicht wirklich kindhafte und brüderliche Herzen gedeihen, aber auch nicht väterliche und mütterliche Persönlichkeiten, die fähig sind, wie er und nach dem Bilde des Heilandes, des Guten Hirten, wie Maria Lebensquelle, Quelle der Liebe, des Wachstums für andere zu sein. Es wird auch Werk der Gottesmutter sein, den Menschen unserer Zeit diese intime, vitale und heiligende persönliche Bindung an den Vater im Himmel zu schenken, weil sie — so sagt unser Vater — auf übernatürlichem Gebiet dieselbe Aufgabe hat, die jede Mutter im natürlichen Bereich ausübt: die lebendige Brücke zu sein, die die Kinder zum Vater führt. Deswegen wird Maria, indem sie uns das Geheimnis Christi enthüllt, uns zum Vater führen. Sie wird die Kirche als Familie bilden und sie, indem sie jede christliche Familie zu einer „Kirche im kleinen“ umwandelt, zum Sauerteig und Werkzeug für den Aufbau der neuen familienhaften Gesellschaft der Zukunft machen. Maria wird uns helfen, eine Gesellschaft zu bauen, die den Egoismus und Individualismus, die unsere kapitalistische Gesellschaft zerstören, überwinden und auch die nicht weniger tödliche Vermassung, die der Marxismus erstrebt, eine Gesellschaft, in der die wahre Freiheit herrschen wird, die Freiheit der Kinder Gottes; eine Gesellschaft, in der wahre Solidarität herrschen wird, die nicht notwendigerweise aus einer bestimmten Art und Weise des Eigentums an den Produktionsmitteln hervorgeht, sondern nur aus dem Bewußtsein der gemeinsamen Zugehörigkeit, daß wir alle in Christus Kinder desselben Vaters sind; eine Gesellschaft, in der der Mensch wahrer Herr der Dinge, der Wissenschaft und der Technik wird, weil er die absolute Herrschaft Gottes über sich selbst und über die Schöpfung anerkennt; eine Gesellschaft endlich, in der Fortschritt gleichbedeutend wird mit Fortschritt in der Liebe und in der familienhaften Einheit.

Das ist unsere Hoffnung, unsere sichere Hoffnung: Maria, die Frau, die der Schlange den Kopf zertritt in unserer Zeit, wie sie immer gesiegt hat, indem sie Christus in uns Gestalt werden läßt. Sie bildet in uns eine Familie im Geiste der Familie von Bethlehem. Sie erneuert in Christus die Kirche und die menschliche Gesellschaft, damit eine neue Kultur entsteht, eine neue, ganz neue Kultur. Das ist unsere Hoffnung und unser Ziel. Dafür ist das Liebesbündnis geschenkt, um all das der heutigen Welt zu schenken. Unsere Liebe zu Maria ist nicht nur etwas „Frommes“; sie ist eine revolutionäre Kraft, um die Welt durch die unwiderstehliche Kraft des Geistes Christi zu erneuern. Dafür ist Schönstatt geboren. Nicht um eine Gruppe von guten Menschen zu sein, sondern um die Welt tief zu erneuern, angefangen von der religiös-sittlichen Erneuerung des einzelnen Menschen und der Familie. Wir gehen von der religiösen Erneuerung aus, wir gehen von unserem Heiligtum aus. Wir sind von dort aus gesandt, wie aus einem neuen Coenaculum, um die Welt zu erneuern, um der Kirche und allen Menschen unserer Zeit eine sichere,

große Hoffnung zu bringen: die Hoffnung der Frau, der Mutter, die von Gott den Auftrag bekommen hat, in unserer Zeit eine neue Welt und eine neue Gesellschaft in Christus hervorzubringen.

III. Vatikanisches Konzil

Ist das alles eine Utopie? War unser Vater ein phantasierender Prophet? Hat er sich vielleicht mitreißen lassen von einer allzu begeisterten Liebe zu Maria? Hatte er eine wirkliche Sendung zu erfüllen? Das sind alles legitime Fragen, denen wir uns stellen sollen, Fragen aber, zu denen Gott in seiner unendlichen Barmherzigkeit antworten wollte, von sich aus, in unbestrittener Weise, frei von jedem Irrtum. Seine Antwort hat einen deutlichen Namen: das Zweite Vatikanische Konzil. Wahrlich, durch das Konzil, durch das Wort der höchsten Autorität der Kirche und durch das Siegel der Wahrheit, das der Kirche den immerwährenden Beistand des Heiligen Geistes gibt, hat Gott in einer unerwarteten und feierlichen Weise die prophetische Schau unseres Vaters bestätigt. Und dies in einem solchen Grade, daß unser Vater sagen konnte, es stimmten nicht nur die Ziele Schönstatts in allem mit den Zielen des Konzils der universalen Kirche überein, sondern Schönstatt stelle mit seinen Idealen und mit seiner Geschichte eine lebendige Antizipation des Konzils dar. Deswegen hat unsere Familie eine ganz besondere Verantwortung für die Verwirklichung des Konzils.

Und warum das alles? Weil das Konzil verkündet hat, daß das Neue Ufer, wohin das Schiff der Kirche steuert, ein marianisches Ufer ist. Durch das 8. Kapitel der Konstitution über die Kirche, das ohne Zweifel ihre Krönung bedeutet, hat der Heilige Geist geoffenbart, daß die Kirche, die er für die neue Zeit wünscht, eine marianische Kirche sein soll, eine Kirche, die sich erneuert nach dem Modell Mariens, die Typus und Mutter der Kirche ist. Das ist eine Kirche, die der Welt gegenüber die Sendung Mariens hat: ihr Seele zu geben, damit sie zu einer wahren Heimat der Menschen wird; eine Kirche, die dem menschlichen Geschlecht zu seiner Einheit verhilft, indem sie selbst Sakrament dieser Einheit wird, weil sie nicht nur Volk, sondern auch Familie Gottes ist, Familie von Brüdern und Kindern, die in Christus Mutter und Vater hat; Familie, in der die Autorität von Bischöfen, Priestern und Diakonen so verwirklicht werden soll, wie unser Vater seine Autorität ausübt: väterlich; Familie, die Hoffnung hat und nicht Illusionen, weil für Gott nichts unmöglich ist (Lukas 1, 37). Und es ist Er, der die Einheit der Menschen will und verwirklicht durch diese Kirche, die Familie ist, geformt von Maria.

Unsere Aufgabe ist es, Familie der Hoffnung in dieser Kirche der Hoffnung zu sein, weil Maria mit uns ist, weil wir sie als ein ganz besonderes Geschenk

empfangen haben im Schatten unseres Heiligtums, so wie Johannes sie am Fuß des Kreuzes empfangen hat. Darum schreiten wir voll Freude aus, weil wir mit ihr gehen. „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit“: so erklang das Wort unseres Vaters beim Katholikentag in Essen vor zehn Jahren. Mit Maria, dem großen Zeichen der Hoffnung, schreiten wir voran auf unserem Weg, um die Menschheit in eine Familie umzuwandeln, ausgehend von unserer eigenen Heimat, aus unserem Arbeitsort, aus Fabrik oder Büro, Schule oder Universität. Wir gehen, Liebe zu schenken — Liebe, die eint, die um uns herum Heimat schafft. Deswegen schreiten wir vor allem zum Herzen der Kirche, so wie unser Vater uns am 31. Mai 1949 gesandt hat. Das ist ja unsere erste Aufgabe: Der Kirche zu helfen, das Konzil zu verwirklichen, damit diese Gottesfamilie, voll von Leben und Liebe, der heutigen kalten und leidenden Welt ihren Geist einflöße. Das ist die große Bedeutung Ihrer Gegenwart heute hier, im Herzen der deutschen Kirche. Möge Ihre Gegenwart Symbol sein für das große Motto unseres Vaters: „Alles für Schönstatt, Schönstatt für die Kirche, die Kirche für die Welt, die Welt für den Dreifaltigen Gott.“

Ansprachen auf dem Marianischen Kongreß in Ecuador

Von Kardinal Joseph Ratzinger

Vorbemerkung: In der zweiten Septemberhälfte 1978 fand in Guayaquil/ Ecuador ein Nationaler Marianischer Kongreß statt. Als Legat des Hl. Vaters nahm der Erzbischof von München, Kardinal Joseph Ratzinger, daran teil. Dabei hielt er mehrere Ansprachen, von denen wir nachstehend zwei veröffentlichen, die über den Anlaß hinaus eine besondere Bedeutung haben dürften: die Eröffnungsansprache des Kongresses und ein „Wort an die Priester“.

Eröffnungsansprache

Im Namen und im Auftrag des Heiligen Vaters möchte ich Sie alle herzlich begrüßen, die Sie hier zur Eröffnung des Marianischen Kongresses von Ecuador erschienen sind. Mein Gruß gilt den Vertretern der Regierung

dieses Landes. Mein Gruß gilt den Mitbrüdern im bischöflichen und priesterlichen Amt, den Angehörigen der religiösen Orden; allen, die in irgend einer Weise im Dienst der Kirche tätig sind. Er gilt Euch, liebe Jugend, die Ihr die Zukunft dieses Landes verkörpert und um eine bessere Welt ringt. Er gilt den Vertretern aller Stände und Berufe; er gilt den alten und kranken Menschen, den Notleidenden; all denen auch, die nicht hierher kommen konnten und die doch im Geiste mit uns in dieser Stunde vereinigt sind.

Wir begehen diesen Kongreß, um Maria zu ehren; wir begehen ihn, um ihre Hilfe zu erbitten für die Bewältigung der großen Probleme Lateinamerikas in dieser Stunde. Wir wenden uns gleichsam an sie, wie damals die Freunde des Bräutigams zu Kana, die im Stillen zu ihr kamen und sie auf die schwierige Situation hinwiesen, die entstanden war, weil es keinen Wein mehr gab. Sie vertrauten ihr die von den Gästen noch nicht bemerkte Not an, weil sie von ihr Hilfe erhofften. In der Konferenz zu Puebla werden sich nach gründlichen Vorbereitungen die Bischöfe von ganz Lateinamerika treffen, um die richtigen Wegweisungen für die Kirche in diesem Kontinent und so für das ganze Leben dieses Kontinents zu suchen. Vorher aber wollen wir gleichsam den Rat Mariens erbitten und ihren Schutz herbeirufen, wie sie in Kana Fürbitterin und Helferin wurde. Wir wissen, daß für die Aufgabe der Gestaltung der Zukunft, die die Konferenz von Puebla sich vorgenommen hat, aller menschliche Einsatz nötig ist: sorgfältige Erkundung der Tatsachen, Analyse der Möglichkeiten, um zur Diagnose und zur Prognose zu kommen, und dies auf allen Sektoren, dem ökonomischen und dem pastoralen wie dem theologischen. Aber die Bischöfe von Lateinamerika haben darüber nicht vergessen, daß bloß menschliche Analysen und Planungen nicht zureichen: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens“, sagt der Psalm. Wer in die Welt von heute blickt, kann dieses Wort nur bestätigt finden. Das ganze Aufgebot an Rationalität, das die führenden Wirtschaftsmächte der Welt in ihren großen Konferenzen anwenden, hat in der Lösung des Nord-Süd-Problems noch keinen Schritt vorwärts geführt; im Gegenteil, in den letzten 25 Jahren hat sich die Lage fortwährend verschlechtert und die Ungleichheit ist nur immer größer geworden. Das Gleiche können wir auch in den marxistisch regierten Ländern auf andere Weise sehen: Ein fortwährendes Versagen der Planung läßt immer neue Engpässe entstehen und führt dazu, daß die Länder mit den größten natürlichen Reserven auf Einfuhren angewiesen sind, während trotzdem das Volk völlig ungenügend versorgt wird. „Wenn der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute vergebens“: Die großmächtige Wirtschaftswissenschaft kann die entscheidenden Probleme der Welt nicht lösen, wenn nicht gleichzeitig eine grundlegende Veränderung des Geistes und der Herzen vor sich geht; sie ist auf einen Vorgang angewiesen, den sie selber nicht zu bewirken vermag. Die Probleme dieser Welt brauchen mehr als wissenschaftliche Diskussion.

Sie brauchen eine Erleuchtung und Verwandlung der Herzen, um gelöst zu werden. Deswegen schicken die Bischöfe dieses Landes dem Kongreß der Diskussion und der Beratung diesen Kongreß des Gebetes und des gemeinsam erlebten Glaubens voraus.

Aber warum, so könnte man nun fragen, steht dieser Kongreß der geistlichen Bereitung gerade unter dem Zeichen Marias? Darauf können wir zunächst eine erste Antwort aus der religiösen Geschichte Lateinamerikas geben. Die Völker Lateinamerikas haben mit ihrer *anima naturaliter catholica* immer ein besonders nahes Verhältnis zu Maria gehabt; sie haben in ihr die Menschlichkeit Gottes erkannt, das Geheimnis Jesu Christi, das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Christus an der Mutter abgelesen und erlebt. Für sie hat immer das Wort gegolten, das über diesem Kongreß als Motto steht: Mit Maria kommt Amerika zu Christus. Daß Gottes Sohn wahrhaft Mensch geworden ist, das ist ihnen am eindringlichsten und am tiefsten fühlbar geworden an der Mutter, die ihn geboren hat. Zu allen Zeiten ist und bleibt sie die lebendige Vorbereitung auf Christus und zugleich die Gewähr unseres eigenen Heils. Weil wir in diesem Leben immer „fern vom Herrn pilgern“, wie die Bibel sagt, ist unser Status eigentlich immer derjenige der Vorbereitung. Deswegen brauchen wir immerfort Maria, um mit ihr und durch sie zum Herrn zu kommen. Der reflektierenden, rationalen Kultur Mitteleuropas mag dies ferner liegen als der intuitiven Kultur des Herzens, die den lateinamerikanischen Kontinent auszeichnet. Die Kulturen, die wesentlich durch Rationalität und durch Reflexion und folglich auch durch eine starke literarische Produktion gekennzeichnet sind, wollen vor allem mit den Unterscheidungen des Verstandes an Christus herankommen. Sie diskutieren über den historischen Jesus und den Christus des Glaubens, über das Verhältnis von Natur und Person in Christus und ähnliches. Maria erhält da keinen rechten Platz, weil die reflektierende Vernunft auch individualistisch denkt und die Lebenszusammenhänge nicht vollziehen kann. Sie sieht zwischen Mutter und Sohn eigentlich nur den vorübergehenden biologischen Zusammenhang von Empfängnis und Geburt, behandelt aber beide dann als streng voneinander getrennte Individuen. Die Kultur, die vor allem vom Herzen und von seiner Intuition geprägt ist und sich daher auch weniger literarisch als vielmehr in künstlerischer Gestaltung und in lebendig vollzogener Frömmigkeit äußert — diese Kultur geht ganz anders vor. Für sie ist zunächst die Größe Gottes, seine unermessliche Majestät, unbestritten und selbstverständlich. Sie rekonstruiert sich ja nicht selber mit ihrem eigenen Nachdenken die Welt, sondern sie nimmt sie mit dem wachen Blick des Herzens entgegen und erkennt darin die anbetungswürdige Macht Gottes, die über ihr steht. Aber wenn das menschliche Herz alleingelassen wird, dann kann es Angst bekommen vor der Größe und Verborgenheit Gottes; die Religionen des präkolumbianischen Amerikas sind ein beredtes Zeugnis dafür.

Hier hat der christliche Glaube etwas erlösend Neues gesagt: Die Macht Gottes ist Macht der Güte und daher Macht, die sich zu uns neigt und uns als Liebe entgegensteht. Deswegen konnte Lateinamerika christlich werden, obwohl es mit denjenigen, die das Christentum zuerst zeigten, furchtbare Erfahrungen machen mußte. Es hat das Christentum von seiner wahren Mitte her entdeckt gegen das, was ihm in Habsucht und Grausamkeit der europäischen Christen begegnete. Der christliche Glaube ist ihm zur Rettung vor den Christen und zum Trost ihnen gegenüber geworden. Der christliche Glaube hätte nicht so tief in diesem Kontinent einwurzeln können, wenn er nur der Glaube der Eroberer gewesen wäre. Er wurde im Gegenteil zu dem wahren Licht der Eroberten, von dem sie neu leben konnten. Diese wunderbare neue Wahrheit des Christlichen, die Botschaft von Gott als menschengewordener Liebe, war aber für sie von Anfang an, weil sie sie mit dem Herzen begriffen, ein Geheimnis des Geborenwerdens und des Empfangenwerdens: Gott wird als Mensch geboren, nur dann ist er Mensch. Die christliche Botschaft von Gott in Christus war ein Geheimnis der Empfängnis und der Geburt, weil dort am untrüglichen und am gewissensten die neue rettende Wahrheit über Gott aufleuchtete, die den Menschen vor den alten, grausamen Göttern wie vor den neuen grausamen Menschen schützte. Weil aber Geburt nicht ohne Mutter ist, deswegen war die Botschaft von Christus für sie notwendig und wesentlich eine marianische Botschaft: Maria ist sozusagen das erste Christusbild für Lateinamerika geworden. Sie steht nicht neben oder gegen Christus, sondern sie bildet ihn als Mutter vor, sie bildet ihn nicht nur vor, sie lebt ihn vor. Sie ist daher im vollen Sinn „Ikone Christi“, sein Bild, an und in dem er selber auf uns zutritt. Für die Menschen dieses Kontinents, die nicht in den abstrakten Unterscheidungen der Wissenschaft, sondern in den Urzusammenhängen des Lebens dachten und denken, war und ist klar, daß Mutterschaft nicht bloß ein biologischer Augenblick ist, sondern zugleich ein geistiges, den ganzen Menschen umspannendes Geschehen. Maria hat Jesus nicht nur ihr Fleisch und ihr Blut gegeben, sondern mit dem Ja ihrer frei angenommenen Mutterschaft sich selbst: Im Fleisch und im Blut ihre Seele, ihr Herz, ihre Sprache — das ganze Menschsein. Sie hat Christus vorbereitet, indem sie sich selbst zur Wohnstatt für ihn gemacht hat. Das Leben des Kindes ist zuerst ein Mitgelebtwerden im Leben der Mutter. So war Christi Leben zuerst in dem ihren vorausgelebt. Ihr Leben wurde sein Leben. Darin ist sie unser Vorbild. Darin ist sie unsere Wegweisung. Darin spricht sie uns an auf der Suche nach einer neuen Zukunft. Wir können die Zukunft mit der Kultur der Rationalität und der Reflexion allein nicht bauen. Die tiefe Krise, in die die beiden großen Rationalismen die Welt und ihre eigenen Länder geführt haben — der westlich positivistische und der östlich-marxistische Rationalismus — diese Krise zeigt auf erschreckende Art, wohin die Ausschließlichkeit der bloß rational-

reflexiven Kultur führt. Wir brauchen, damit die Balance gefunden wird, unbedingt dazu die Kultur der Intuition und des Herzens, wie sie Lateinamerika und auf andere Weise Afrika verkörpern. Darauf weist uns dieser Kongreß mit Nachdruck hin. Es wäre ein schreckliches Unglück, wenn Lateinamerika durch die wirtschaftlichen und technischen Erfolge der europäisch-angelsächsischen Welt fasziniert, seine Seele verkaufen und sich völlig der rechnerischen Kultur überlassen würde, vielleicht in der Verbindung mit dem Marxismus, der zwar diese Kultur des Habens kritisiert, aber in Wirklichkeit sie doch erst vollends ausweglos macht, indem er auch noch die Freiheit wegnimmt, anders zu denken und zu fühlen. Gewiß muß Lateinamerika in den wirtschaftlichen und technischen Disput dieser unserer Zeit eintreten und den Platz beanspruchen, der ihm aufgrund seiner geistigen und materiellen Energien zusteht. Aber es darf sich dabei nicht abbringen lassen von jener Kultur des Herzens, mit der es der Welt etwas geben kann, was sie genau so notwendig braucht, wie Rohstoffe und Technologien.

Darin also liegt die große Bedeutung des Marianischen Kongresses zu Guayaquil, daß er diese Kultur des Herzens im gläubigen Bekenntnis zu Maria und durch sie zu Christus festhält und an den Anfang stellt. In diesem Sinn wollen wir in diesen Tagen auf Maria hinschauen und sie, die Mutter Christi und die Mutter der Kirche, voller Vertrauen und voller Hoffnung bestürmen, daß sie auch dieser unserer Zeit Christus schenke, die gebenedeite Frucht ihres Leibes; daß sie unser Ringen und Suchen segnen und uns in dieser Stunde, da der Menschheit der Wein des wahren Lebens auszugehen droht, neuen Wein schenken möge durch ihre Fürbitte bei Christus unserem Herrn, der hochgelobt sei in Ewigkeit.

Wort an die Priester

Zunächst möchte ich Ihnen die herzlichen Grüße des Heiligen Vaters übermitteln, der mich als seinen Legaten zu Ihnen gesandt und mir ausdrücklich am Tag seiner feierlichen Amtsübernahme am 3. September Grüße und Segen für Sie alle mit auf den Weg gegeben hat. Ich darf diesen Grüßen des Heiligen Vaters dann die Grüße aus meiner Heimat hinzufügen, die sich seit langem mit dem Volk und mit den Priestern von Ecuador aufs engste verbunden fühlt. Gerade unter unserer Jugend gibt es ein starkes Bewußtsein für die Notwendigkeit der weltweiten Solidarität aller Christen, ja aller Menschen guten Willens. Unter den Priestern ist das Gefühl der Katholizität neu erwacht: Priester sein heißt die Verpflichtung der Katholizität in besonderem Maß anerkennen; jeder Priester trägt — wie die Bischofssynode von 1971 herausgestellt hat — Verantwortung für die Gesamtkirche. Aus diesem

Bewußtsein ist die besondere brüderliche Verbundenheit zwischen der Kirche von München und Freising und derjenigen von Ecuador entstanden. Wir wissen, daß wir unseren Dienst in Deutschland nicht richtig tun können, wenn wir dabei nur an uns selber denken. Wir wissen, daß es hier keine einseitig Gebenden gibt: Wenn wir in dieser Zeit der Kirche von Ecuador materiell helfen können, dann kommt auf diese Weise umgekehrt geistige Hilfe zu uns zurück. Wir lernen von Ihrer Gläubigkeit, von ihrer Einfachheit, von ihrer Leidenschaft für die sozialen Probleme. Nur indem wir füreinander sorgen, werden wir vor der Verhärtung des Herzens bewahrt, die die Seele verkümmern läßt und den Reichtum sinnlos macht.

Lassen Sie mich nun ein Wort zu unserem priesterlichen Dienst in dieser heutigen Welt sagen. Die Bischofssynode von 1971 hat von den Problemen und Krisen gesprochen, die das priesterliche Amt nach dem Konzil erschüttert haben. Es waren ganze Kaskaden von Fragen, die in diesem Jahrzehnt auf uns hereingebrochen sind, mit unterschiedlichen Akzenten in den verschiedenen Ländern. In Deutschland wurde vor allem die exegetische Frage gestellt: Hat Christus eigentlich das priesterliche Amt gewollt? Sollte die hierarchische Verfassung nicht lieber von einer demokratischen abgelöst werden? So ging die exegetische Frage schnell in eine soziologische über: Soll Priestertum überhaupt ein eigener Beruf sein? Sollte es nicht besser auf Zeit oder nebenberuflich ausgeübt werden? Die soziologische Frage ist schließlich, gerade angesichts der Probleme von Lateinamerika, immer mehr von der sozialen abgelöst und verdrängt worden: Was nützt das Evangelium den Menschen, wenn sie nichts zu essen haben? Kann es eigentlich ein anderes Evangelium geben als die politische und soziale Befreiung? Das Wort Christi „Suchet zuerst das Reich Gottes, alles übrige wird euch dazugegeben“ kehrte sich im Bewußtsein vieler um in die Maxime: Sucht zuerst die irdischen Dinge, dann wird euch das Reich Gottes dazugegeben.

Inzwischen haben wir begriffen, daß das Wort Christi seine Wahrheit behält und von uns nicht manipuliert werden kann. Die bloß materiellen Befreiungen scheitern, wenn die geistigen Grundlagen fehlen. Die bloß materiellen Hilfen versanden, wenn der Mensch selbst leer gelassen ist. Ohne die entsprechenden sittlichen und religiösen Voraussetzungen gibt es keinen sozialen Fortschritt und umgekehrt: Wo die sittlichen Grundlagen und die religiöse Verantwortung kräftig sind, da sind sie die sicherste Gewähr dafür, daß das soziale Problem in der richtigen Weise aufgenommen und gelöst wird. Der Mensch braucht zuerst die Verantwortung vor Gott und die Antwort Gottes, sonst ist alles andere wie ein Dach, das in die Luft gebaut wird. Es stürzt zusammen und begräbt den Menschen, anstatt ihn zu schützen. Deswegen ist auch heute und gerade heute wichtig, daß das Reich Gottes gepredigt wird, so wie Jesus es gepredigt hat; daß die Sakramente gespendet werden, so wie die Kirche sie von Christus empfangen hat; daß die Verheißung des Glaubens

nicht nur in Worten ausgesprochen, sondern durch das Leben und notfalls durch das Leiden bezeugt wird. Weil es so ist, sind Priester heute so lebensnotwendig für die Menschheit wie nur irgendwann, ja, jetzt erst erkennen wir, wie notwendig und unerlässlich unser Dienst ist. Es kommt darauf an, daß den Menschen das gegeben wird, was sie brauchen: Antwort und Wegweisung von Gott her. Das aber kann kein Mensch von sich aus tun. Dem Menschen muß gegeben werden, was doch kein Mensch selber hat. Der Priester muß geben, was er selbst aus Eigenem nicht geben kann. Darin besteht die Notwendigkeit der Priesterweihe: Als Priester vertreten wir nicht uns selbst, sondern das, was größer ist als wir selbst, was über unsere Begabung hinausreicht, was wir nicht selbst machen können. Dieses Hineintreten in das, was uns vorausgeht und uns immerfort übersteigt, als Vollmacht vom Herrn her, das nennen wir: Priesterweihe. Es ist wichtig, daß wir uns dies von niemandem ausreden lassen. Obwohl der Priester eine hohe soziale Verantwortung trägt, ist er mehr als ein Sozialarbeiter und als ein Funktionär. Die Bindung an das Sakrament ist nicht eine veraltete hierarchische Struktur, sondern die Gewähr dafür, daß es Menschen gibt, die nicht im eigenen Namen wirken und reden. Deswegen ist der Priesterberuf auch ein voller Beruf, der den Menschen ganz ausfüllt und ganz in Anspruch nimmt. Es kann auch kein Beruf auf Zeit sein: Das Großartige am Priesterberuf ist gerade, daß er jedem Lebensalter eine eigene Chance gibt. Wer Priester ist, gehört nie zum alten Eisen. Man kann darin geradezu den inneren Rang eines Berufes erkennen: Manche Berufe kann man schon mit 30 Jahren nicht mehr ausüben, andere mit 40 usf. Irgendwann wird man untauglich und kann nur noch im Ruhestand sein. Nicht so der Priester: Jedes Alter hat seine eigene Bedeutung, der Eifer der Jungen ist so wichtig wie die Reife der Alten. Gerade auch die Weisheit, die Stille, das Leiden der Alten ist ein ganz eigener Beitrag, in dem sich der Beruf noch einmal als sinnvoll und ausfüllend bis zuletzt bewährt.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen über die priesterliche Lebensgestaltung. Das Wichtigste ist heute wie eh und je für den Priester, daß er wirklich „ein Mann Gottes“ sei. Es war merkwürdig vor der Papstwahl: Mit wem man auch sprach, mit frommen oder weltlichen, gläubigen oder ungläubigen, katholischen oder nichtkatholischen Menschen, alle sagten einem: Wählt vor allem einen Mann Gottes. Der Papst muß kein Genie sein, er muß kein großer Diplomat und kein großer Gelehrter sein, aber er muß ein Mann Gottes sein: ein Mann, dem man anmerkt, daß er betet, daß er glaubt; ein Mann, der das Heilige verkörpert. Was für den Papst gilt, das gilt im Grund für jeden Priester. Die erste Qualität, die man von ihm erwartet, ist nicht Organisationsgabe oder intellektuelle Überlegenheit, sondern etwas von Heiligkeit. Auf die Dauer wird niemand diesen Dienst tun können, wenn er nicht von innen her eingesenkt ist in die Nähe Gottes, nicht im ständigen

inneren Austausch mit dem Herrn steht. Deswegen ist das Gebet, auch das betrachtende Gebet, so wichtig. Ich habe bei uns in Deutschland oft das Gefühl, daß es bei den Priestern einen großartigen und bewundernswerten Fleiß gibt, der sie fast aufzehrt und doch nicht ganz richtig liegt, so daß dann das Wort des Propheten Aggäus gilt: „Ihr sät viel und erntet wenig“. Es geht zu wenig geistliche Ruhe, zu wenig von innen sammelnde Kraft von uns aus. Deswegen sollten wir das Brevier nicht als Zeitverlust betrachten, sondern als eine der notwendigsten und fruchtbarsten Arbeiten, die wir überhaupt tun können: Da beten wir mit der ganzen Kirche, die ganze Kirche mit uns. Da atmen wir in der Luft des Heiligen Geistes. Da werden wir still und frei. Da empfangen wir Eingebung und da machen wir die Tür auf für Gott; in all unseren Aktivitäten können wir nichts größeres tun. Ähnliches gilt vom Rosenkranz, der so sehr den Rhythmus der Stille atmet; innerlich ruhig und frei macht. Kardinal Faulhaber, mein großer Vorgänger auf dem Münchener Bischofsstuhl und der mutige Vorkämpfer gegen den Nationalsozialismus hat jeden Abend mit seiner Hausgemeinschaft den Rosenkranz gebetet. Er erzählte darüber: Nach all den Kämpfen und Anstrengungen des Tages ist es mir dabei, als ob die Mutter die Hand beruhigend und gütig um mich lege und ich werde wieder vollkommen still und frei. Wenn die Psychotherapeuten sich eine Form der Entspannung ausdenken müßten, könnten sie gewiß nichts Besseres erfinden und sie raten längst dazu. Aber wirklich befreiend wird solches Gebet nur sein können, wenn wir es nicht zu unserer Befreiung, sondern aus der demütigen Zuwendung zur gütigen Mutter des Herrn sprechen.

Noch eines möchte ich hinzufügen: Jeder von uns braucht, um seinen Dienst erfüllen zu können, die ganz persönliche Beziehung zu Christus. Aber das bedeutet nicht eine Verschließung ins Private, sondern ganz im Gegenteil die Öffnung für die gegenseitige Verantwortung im Leib Christi, in der Gemeinschaft der heiligen Kirche. Christliche Frömmigkeit ist immer offen für den anderen. So wie der Herr uns trägt, so sollen wir einander tragen. Deshalb ist es richtig, daß wir als Priester uns um einander kümmern: Als Priester gehört man immer zum Presbyterium, zur Gemeinschaft der Priester und dies sollte sich nach Möglichkeit auch in unseren gegenseitigen Beziehungen ausdrücken. In diesem weiten Land hier wird es gewiß oft schwierig sein, einander zu erreichen und regelmäßig zueinander Kontakt zu halten. Aber das Mögliche sollten wir immer versuchen und wichtig bleibt das Bewußtsein, gegenseitig nicht vergessen zu sein, im Gebet des anderen mitgetragen zu werden. In diesem Sinne wollen wir auch über die Grenzen des Ozeans und der Kontinente hinweg uns einander tragen im Dienst am Heil der Welt, das Jesus Christus uns schenken und durch uns vermitteln will.

„Der Mann des Gehorsams wird Siegeslieder singen“

Ansprache des Apostolischen Nuntius Erzbischof Angelo Sodano
bei der Eucharistiefeier zum 10. Jahrestag des Todes Pater Kentenichs
am 16. September 1978 in Santiago/Chile

Im Februar dieses Jahres, als ich mich in Rom auf die Reise nach Chile vorbereitete, nahm ich die Gelegenheit wahr, das neueste Buch des bekannten zeitgenössischen katholischen Schriftstellers Marco Pomilio zu lesen. Der Titel des Buches hatte meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen: „Das fünfte Evangelium“. Neugier trieb mich an, das Buch zu kaufen und zu lesen. Es war die Geschichte der Bekehrung des Autors, ähnlich wie das „Leben Jesu“ von Giovanni Papini die Geschichte der Bekehrung eines anderen großen italienischen Schriftstellers gewesen war. Tatsächlich schildert Pomilio in dem Buch seine geistige Pilgerfahrt zu Jesus Christus. Nachdem er den Glauben verloren hatte, war er als Professor an der Universität Neapel mit sich selber ganz zufrieden, bis die Stunde des Leidens kam. Seine Frau war schwer krank geworden und machte einen Krankenhausaufenthalt nach dem anderen durch. In dieser Zeit beschäftigte er sich mit der Frage, was für einen Sinn das Leiden haben könnte, das unvorhergesehen über seine Familie gekommen war. In der Stunde der Bitternis und der Einsamkeit nahm Pomilio auf einmal wahr, wie die Ordensschwester, die seine kranke Frau versorgte, in schweigender Liebe alle ihre Kräfte an einen Menschen dahingab, den sie nicht einmal dem Namen nach kannte. Nach und nach, so bekennt der Autor des „Fünften Evangeliums“, begann ich mich zu fragen, woher diese edle Seele die Kraft zu einer solchen Liebe bekam, denn sie widmete ihr ganzes Leben dem Dienste des Nächsten, und warum sie in einer dermaßen verdorbenen Welt wie der gegenwärtigen ein solches Leben führte, nämlich in Armut, Keuschheit und Gehorsam. Mit einem Wort: Pomilio erzählt uns, wie er durch das Leben von Christen eine neue Christusbegegnung erfuhr. Als er lediglich die vier Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes las, hatte er Christus nicht begegnen können. Nun war er mit ihm zusammengetroffen durch das „fünfte Evangelium“, das Evangelium der stillen Werktagsheiligkeit einer Barmherzigen Schwester.

Liebe Brüder und Schwestern im Herrn! Noch immer gibt es Heilige. Gott ist allezeit der Allmächtige und für ihn ist kein Ding unmöglich. Der verewigte Hl. Vater Paul VI. hat uns einmal gesagt: „Wir begegnen den Heiligen oft auf unseren Wegen.“ Es ist offenkundig, daß der Hl. Vater damit nicht nur die Heiligen meinte, die das Sieb des kanonischen Heiligsprechungs-

verfahren passiert haben, sondern mehr noch diejenigen, die schweigend in dieser Welt ein wertvolles Zeugnis für Christus zu geben verstanden.

Heute, liebe Freunde, schenkt uns der Herr die Gnade, daß wir uns um seinen Altar versammeln, um ihm zu danken, daß er in jüngster Zeit in seiner Kirche eine jener außergewöhnlichen Gestalten erweckt hat, einen Priester, der für viele zutiefst ein solches „fünftes Evangelium“ gewesen ist, durch den wir Christus, unseren Herrn, inniger erkennen und lieben lernten.

In der Tat: Wenn wir heute des seligen Todes Pater Kentenichs vor zehn Jahren gedenken, dann wollen wir in dieser hl. Eucharistiefeyer Gott Dank sagen für alles, was er durch diesen seinen guten und getreuen Knecht hervorgebracht hat. Zehn Jahre sind dahingegangen seit jenem Morgen des 15. September 1968 da der Engel des Herrn in die kleine Kapelle auf Berg Schönstatt trat, um ihn zum ewigen Lohn zu rufen. Der Vater hatte die hl. Messe zu Ehren der Sieben Schmerzen der allerseligsten Jungfrau gefeiert, wie wir es heute hier in Santiago tun. In die Sakristei zurückgekehrt, traf ihn unerwartet ein Herzanfall, der die Anwesenden nötigte, ihn auf den Fußboden zu legen, und so, ohne Todeskampf, verließ er uns wie ein wahrer Prophet des Herrn. An der gleichen Stelle wurde er beigesetzt, und heute ist sein Grab das Ziel von Pilgerfahrten aus Deutschland und aus anderen Ländern der ganzen Welt. Eine Inschrift auf seinem Grabstein faßt sein Leben zusammen: „Dilexit Ecclesiam, er liebte die Kirche.“ Der hl. Paulus hat im Brief an die Christen von Ephesus davon gesprochen, daß Christus die Kirche geliebt und sich für sie dahingegeben hat: „Dilexit Ecclesiam et tradidit semetipsum pro ea“ (Eph 5, 25). Im Laufe der Kirchengeschichte haben viele sich von diesen Worten inspirieren lassen. Welch andere und schönere Inschrift hätten die Kinder beim Tode des verewigten Pater Kentenich auf das Grab ihres Vaters setzen können als dieses Wort des Apostels: Er liebte die Kirche?

Im Alter von 83 Jahren, von denen er 58 Jahre als Priester total für Christus verbracht hatte, sprach der Herr zu ihm: „Komm, wir wollen an das andere Ufer gehen.“ Uns, am hiesigen Ufer, ließ er die Erinnerung an seine Tugenden, den Schatz seiner Lehren und die Liebe zu seinen Kindern.

Ja, es ist wahrhaft recht und notwendig, daß wir dem Herrn danken, der durch seinen Hl. Geist immerfort in seiner Kirche jene leuchtenden Gestalten des christlichen Lebens erstehen läßt. Die Kirche wird uns eines Tages sagen, ob Pater Kentenich die Tugenden in heroischem Maße geübt hat. Zu diesem Zwecke hat der Hl. Stuhl unter dem 18. Oktober 1974 den hochwürdigsten Bischof Stein von Trier ermächtigt, den Informativprozeß zur Seligsprechung dieser großen Priestergestalt zu eröffnen. Auf alle Fälle ist eines sicher: seine Tugenden waren groß, und sein Leben kann man als eine neue Seite aus den Fioretti des hl. Franz von Assisi betrachten. Innerlich frei wie ein Vogel, der den Himmelsraum beherrscht, wußte er aus der Höhe die Schön-

heit der Geschöpfe Gottes zu betrachten; er liebte sie alle und sang in unschuldiger Poesie die Botschaft von der Liebe.

Brüder und Schwestern in Christus!

Nachdem wir dem Herrn für dieses Geschenk, mit dem er seine Kirche in unserer Zeit bereichern wollte, gedankt haben, möchten wir auch für uns erbitten, daß der Herr uns eine große Liebe zu Maria, seiner und unserer Mutter gewähre, so wie Pater Kentenich sie geliebt hat mit einer Zartheit, die uns noch immer bewegt. Wir wollen den Herrn bitten, er möge uns verleihen, daß wir alle in jenem Liebesbündnis mit Maria leben, das für sein Leben kennzeichnend war. Wir wollen bitten, er möge uns jene grenzenlose Liebe zur Kirche schenken, die in seinem Apostelherzen brannte. Wir wollen bitten um die umfassende Gabe der Heiligkeit, zu der wir alle berufen sind. Persönlich werde ich bei der Messe heute Abend um die Gnade einer vollkommenen Übereinstimmung mit dem Willen Gottes bitten.

In der Tat: Was mich am Leben Pater Kentenichs besonders beeindruckt, das ist diese ständige innere Haltung einer tiefen und ruhigen Annahme des Willens Gottes, wie er sich ihm in den Maßnahmen der Obern und im besonderen des Hl. Vaters bekundete. Darin war er mit Sicherheit groß und — gestatten Sie mir dies zu sagen, ohne daß ich damit dem Urteil der Kirche vorgreifen möchte — darin war er gewiß heroisch.

Jeder Mensch erlebt seine Nacht. Wie dunkel aber muß die Nacht bei einem Menschen sein, der unvorhergesehen den Befehl erhält, alles zu verlassen und in ein unbekanntes Land aufzubrechen! Hatte er nicht eine Anzahl von Säkularinstituten gegründet? Hatte er nicht zahlreiche kirchliche Gemeinschaften ins Leben gerufen? Hatte er nicht immer und einzig für das Reich Gottes zu arbeiten gesucht, angefangen vom Tag seiner Priesterweihe im Juli 1910? Hatte er sich nicht dadurch den Zorn des Nazi-Regimes zugezogen, das ihn 1941 in das fürchterliche Lager von Dachau verbringen ließ? Hatte das Schönstattwerk nicht schon reiche Früchte der Heiligkeit hervorgebracht?

Gott aber wollte in den geheimnisvollen Wegen seiner Weisheit seinen Glauben prüfen, wie er einst den Glauben Abrahams auf dem Berge Moriah geprüft hatte. Der demütige Mann aus Gymnich machte es wie Abraham: „Gegen alle Hoffnung hat er hoffend geglaubt“ (Römer 4, 18). Ruhig nahm er die unvorhergesehene Weisung des Hl. Stuhles an, der ihm 1951 auferlegte, alles zu verlassen und sich für immer von seinem Werk zu entfernen. Die Geschichtsschreiber mögen eines Tages Untersuchungen anstellen, was der Grund für diese Weisung war. Für Pater Kentenich lag der Tatbestand so: Der Hl. Vater Pius XII. gab ihm durch die Kongregation des Hl. Offiziums einen Befehl. Das genügte ihm. Er wollte keine Gründe wissen. Er

wollte nicht diskutieren. Er gehorchte. Nach den geheimnisvollen Plänen Gottes sollte dies die sachverständige Prüfung seiner Werke sein: So zeigte es sich, daß sie wirklich von Gott kamen.

Kaum hatte der gute Pater die Weisung erhalten, da vertraute er alles den Händen Mariens, der Dreimal wunderbaren Mutter, an und begab sich in die Vereinigten Staaten. Vierzehn Jahre der Verbannung: so werden die Geschichtsschreiber sie bezeichnen. Vierzehn Jahre heroischen Gehorsams sagen wir, die wir in der Schule des Glaubens gebildet worden sind. Was an seinem Leben am meisten beeindruckt, ist nicht bloß, daß es einen mehr als ignatianischen Gehorsam erkennen läßt, sondern der Umstand, daß er nicht einmal erlaubte, daß andere ihm ihre Teilnahme bezeugten. Seine Pflicht sah er einzig im Gehorsam und im „Sentire cum Ecclesia“, in der inneren Übereinstimmung mit der Kirche. Deshalb hielt er ständig den Rosenkranz in der Hand. Deshalb brachte er in seiner Liebe zur Eucharistie Tage und Nächte vor dem Allerheiligsten zu. Er wußte auch, daß der Tabernakel in Schönstatt seit 1929 niemals verschlossen gewesen war, nicht einmal unter den Bombenangriffen während des Krieges. Er wußte, daß sich vor diesem Tabernakel die Marienschwestern und Menschen jeden sozialen Standes in ewiger Anbetung ablösten. Er war im eucharistischen Christus und in Maria, der Dreimal wunderbaren Mutter, fest verankert, und mit dieser Verankerung fürchtete er sich in seinem Boot nicht vor den Wellen des Sturmes. Es war ein Sturm, der kein Ende zu haben schien, bis ihn plötzlich Papst Paul VI. seligen Angedenkens nach Rom rief.

Die Begegnung mit dem Hl. Vater am 22. Dezember 1965 stellte die endgültige Besiegelung seines Werkes durch die Kirche dar. Das Unwetter war vorüber. „Der Mann des Gehorsams wird Siegeslieder singen.“ So sagt der Hl. Geist im Buch der Sprüche (21, 28). So traf es damals auch auf Pater Kantenich zu.

In einer Zeit, in der die Kirche von einer Woge der Auseinandersetzungen erschüttert wurde, wollte die göttliche Vorsehung in ihrer geheimnisvollen Weisheit diesen Mann eines heroischen Gehorsams erwecken, um uns zu zeigen, welches der richtige Weg zu Erneuerung und Fortschritt ist.

Brüder und Schwestern! Die hl. Eucharistie ist ein Dankeslied an den Herrn für die Gaben, die er fortwährend seiner Kirche auf ihrem langsamen Pilgerweg durch die Welt schenkt. Möge die heutige Eucharistiefeier unsererseits auch ein demütiges Gebet um die vollkommene Treue zum Willen Gottes darstellen.

Das ist die Gnade, die ich heute für mich und für Sie alle erbitten werde. Das scheint mir die charakteristische Lehre zu sein, die uns der verewigte Pater Kantenich hinterlassen hat.

„Non serviam!“ „Ich will nicht dienen!“ Das war der Schrei des Engels der

Rebellion. „Fiat!“ „Mir geschehe nach deinem Wort!“ Das war die Antwort Marias an den Engel der Verkündigung.

„Fiat“ sei für immer unser Motto. „Fiat“: Darin liegt, wie für Maria, unsere Größe. „Fiat“: Das sei unser tägliches Bemühen, denn in der Schule der Heiligen haben wir gelernt, daß dies der einzige Weg zum Sieg ist.

Das klassische Zeitalter der Marienverehrung in Polen

Von Karl Bausenhart

Polnische Mariologie des 16.—18. Jahrhunderts¹

Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts kann man in Polen von einem „goldenen Zeitalter“ der Mariologie sprechen, das bis ins 18. Jahrhundert hineinreicht, in dem durch den Rationalismus diese nur zögernd weiterentwickelt wird. Die Zeit der Erwählung, Ausrufung und Krönung Mariens zur Königin Polens — etwa von Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts — liegt im Herzen der fruchtbaren Entwicklung der Mariologie. Verbunden ist diese mit einem allgemeinen Auf- und Umbruch religiöser Frömmigkeit in Polen, nicht zuletzt mit Hilfe neuer — ins Land gerufener oder dort selbst entstandener — Gemeinschaften der Kirche. Dadurch entstehen neue Formen der Frömmigkeit, die vielfach zu einer Vertiefung des religiösen Lebens führten.

An der Schwelle dieser neuen Epoche stehen zwei Jesuiten, die in ihrer je verschiedenen Art Anteil an der Entwicklung hatten: Marcin Laterna (1553—1598) und Piotr Skarga (1536—1612). Im Gegensatz zu anderen großen Mariologen wie S. Sokolowski (1537—1593) und J. Wujek (1541—1597) sind sie nicht in erster Linie in der theologischen Polemik der Gegenreformation zu suchen, sondern bauen schon wieder auf einer einigermaßen gesicherten Basis weiter. Beide, Laterna und Skarga, haben großen Einfluß das ganze 17. Jahrhundert hindurch: Laterna besonders durch sein immer wieder neu aufgelegtes Werk „Harfa duchowna“ (Kraków 1598) und Skarga wegen seiner später gedruckten Predigten sowie mit seinem Gebetbuch für Männer.

¹ Der Beitrag ist ein Ausschnitt aus einer längeren Arbeit, die der Autor der Theologischen Fakultät der Universität Münster vorlegte.

Laterna, ein Mann mit hoher Bildung und kritischem Denkvermögen, stellt in den Mittelpunkt seiner Überlegungen die Gottesmutterchaft als die eigentliche Größe Mariens. Weil sie die „Voll der Gnade“ war, konnte sie diesen Beitrag in vollkommener Weise bringen. Dieses Gnadengeschenk stellt sie über alle Heiligen und rüstet sie aus mit ihren sogenannten zwölf Privilegien, die, auf diese Weise eingeordnet, einzeln abgehandelt werden. Aus ihrer göttlichen Mutterchaft und den ihr zu teil gewordenen Privilegien folgert er für den Christen die Verpflichtung, sie zu ehren und zu lieben. Im einzelnen sind bemerkenswert seine Erklärung zum Ave Maria und die polnische Übersetzung des Salve Regina und Magnificat (vgl. Franziszek Bracha: *Zarys Historii Mariologii Polskiej*, in: B. Przybylski, *Gratia Plena*, Poznań-Warszawa-Lublin 1965, S. 465). Das Buch war als fundamentales Werk im 17. Jahrhundert weit verbreitet und beliebt.

Skargas Einfluß war völlig anders. Er wurde berühmt als bedeutendster Prediger seiner Zeit und spielte eine große Rolle bei wichtigen, auch politischen Entscheidungen im Land, weil er über Jahre hinweg bei den Sejmsessionen Prediger war. In seinen Predigten hinterließ er ein reiches mariologisches Erbe. Selber ein großer Marienverehrer, sieht er als grundlegenden und alles zusammenfassenden Titel für Maria ebenfalls die Gottesmutterchaft, die von den Menschen eine außerordentliche Liebe und Verehrung erfordert. Er beschäftigt sich aber auch mit der Frage der Unbefleckten Empfängnis. Dabei vergißt er nicht, den theologischen Diskussionsstand in seinen Hauptargumenten zu besprechen, stellt sich selber aber ganz hinter das Privileg. Bracha meint, hier liege sein „Credo Marianum“ (ebd. 466). Die Begründung liegt für Skarga in der göttlichen Mutterchaft, die auch letzte Wurzel für alle anderen Privilegien sei. Er bezieht die Mutterchaft nicht nur auf Christus, sondern auch auf den Menschen, so daß Maria gleichzeitig unsere Mutter ist.

Damit ist die Grundlegung für die Hauptthemen gegeben, mit denen sich das goldene Zeitalter polnischer Mariologie beschäftigte: die Unbefleckte Empfängnis und ihre Aufnahme in den Himmel, ihre Funktion als Mittlerin und Miterlöserin, als Königin, sowie ihre geistliche Mutterchaft. Sie tritt auf „neben Christus und mit Christus. Ihre Größe fließt hauptsächlich aus ihrer göttlichen Mutterchaft, aus der ihre geistliche Mutterchaft entspringt: Maria ist Mutter des Erlösers und Mutter der Erlösten“ (ebd.).

Der Dominikanertheologe Justin Zapartowicz (1590–1670), Miechowita genannt, versuchte zum erstenmal in Polen eine Art „Summa Mariologiae“. Für ihn gehört die Mariologie zu den wesentlichen und integralen Teilen des theologischen Wissens. Der wichtigste Grundsatz der Mariologie ist nach ihm die Muttergottesschaft, eine Quelle, aus der alle anderen Vorzüge Mariens fließen, ihre Begründung und ihr Ziel haben. In seinem Hauptwerk „Dis-

cursus praedicabilis super Litanias Lauretanis BMV“, das in vielen Auflagen erschien, zeigt er diese einzigartige Würde Mariens auf und erklärt in Beziehung dazu alle damals diskutierten marianischen Geheimnisse von Mariens Befreiung von der Erbsünde bis zur Himmelfahrt und ihrer allgemeinen Gnadenmittlerschaft. Es gehört zu den wichtigsten damaligen Traktaten über die Gottesmutter.

Neben Miechowita der bedeutendste und ergiebigste marianische Schriftsteller des 17. Jahrhunderts in Polen ist Abraham Bzowski (Bzovius 1567–1637). Sein Hauptwerk „Thesaurus laudum“ (Thesaurus laudum Sanctissimae Deiparae super Cant. „Salve Regina“, Venedig 1589; Köln 1616, 1620) ist eine Sammlung von vierzig Predigten über die marianische Antiphon „Salve Regina“, die jeweils kleine mariologische Traktate darstellen. Das Besondere am Werk Bzowskis ist seine Stellung zur Immaculata Conceptio, die er als einer der wenigen Dominikaner damals akzeptierte, verteidigte und begründete, wo er in der 23. Predigt die Worte „Filii Evae“ kommentierte. Ausführlicher kommt er darauf in seiner Schrift „Monile Gemmeum“ (Venedig 1614, 1624; Köln 1615) zu sprechen. Sie ist für uns besonders bedeutsam, weil er in ihr stark auf die Wirksamkeit Mariens von ihrem Heiligtum auf Jasna Góra eingeht. Er zeichnet zwölf Tugenden der Gottesmutter nach, die er nach zwölf Edelsteinen benennt. Ihnen werden Begebenheiten aus der Geschichte Jasna Góras zugewiesen und nach der Erklärung des Geheimnisses, das zusammen mit einem alttestamentlichen Vorbild besprochen wird, am Ende als Beispiele, daß die Gottesmutter von ihrem Gnadenort so wirkt, je zwei Wunder beigefügt. Hierbei handelt es sich immer um ein Geschehnis, das sich zu seinen eigenen Lebzeiten ereignet hat. Er fügt jeweils den Ort, den Namen der Person und das Jahr bei. Im ersten Kapitel erzählt er ausführlich die Geschichte des Bildes der Schwarzen Madonna von seinem „Maler, dem hl. Lukas“, bis nach Jasna Góra (a.a.O. 12 f.). Gegen Ende des Buches fällt ein Zug des Marienbildes auf, der zwar nicht ausgefaltet ist, aber in seinem Ansatz sehr originell: Maria im Bezugsfeld von Christus und Kirche. Er geht davon aus, daß Maria wie eine zweite Sonne dasteht; wie diese über Guten und Bösen aufgehe, so biete auch Maria allen ihre fürbittende und milde Hand an.

„Ist also Maria mit der Sonne umkleidet? Allerdings! Wie die Wolken Vermittler sind zwischen Regen und Erde, so die Frau zwischen Sonne und Mond. Maria ist zwischen Christus und die Kirche gestellt“ (a.a.O. 161; Maria inter Christum et Ecclesiam constituta).

Überhaupt ist das Thema der Mittlerschaft Mariens bei Bzowski weit ausgeführt. Daneben bildet auch die geistliche Mutterschaft Mariens ein Hauptthema. Fundament für die Mariologie ist die Verkündigungsszene und, wie überall, die Gottesmutterchaft.

Einen eigenen Platz unter den Mariologen nimmt der asketische Schriftsteller Mikolaj Lęczycki (Lancicius 1574—1653) ein. Aus einer kalvinistischen Familie stammend, konvertierte der fanatische junge Litauer zum Katholizismus und trat bei den Jesuiten ein, wo er wichtige Posten bekleidete. Sein Werk beschäftigt sich mit nahezu allen marianischen Fragen. Sein Verdienst liegt jedoch in der Untersuchung der marianischen Kultformen und dem Bemühen, sie in die Tradition der Kirchenväter und des kirchlichen Lehramtes zu stellen. Für ihn spielen der Rosenkranz, Bruderschaften und das Fasten vor großen Festen eine große Rolle. Interessant ist, daß er nichts schreibt zu den Tugenden Mariens, zur Verehrung der Familie Marias oder der Hingabe in die Sklavenschaft (Lęczycki, Mikolaj: *Opuscula spiritualia*, Bd. 2, Ingolstadt 1724, 43), diese aber geistig vorbereitete. Letztere wurde von den Jesuiten Fenicki und Chomętowski weit verbreitet.

Ein starker Akzent polnischer Mariologie im 17. Jahrhundert liegt auf der Herausarbeitung ihres Königtums. „In der Regierungszeit Jan Kazimierzs kristallisiert sich die Lehre von der Krönung Mariens heraus, die Verteidigung Czesłochowas untermauert den Glauben an ihre untrügliche Fürsorge“ (Bracha 485). Der schon erwähnte Miechowita bekräftigt, daß es drei Gründe gebe, die es rechtfertigen, Mariens Königtum anzunehmen: einen natürlichen, einen göttlichen und einen menschlichen. Der natürliche sei ihre Abstammung aus königlichem Geschlecht; der göttliche ihre Gottesmatterschaft und der menschliche Grund für ihr Königtum sei, daß sie es auf dem Wege der Vererbung, der Eroberung, des Loskaufs, der Schenkung und der Erwählung geworden sei (vgl. Leon Andrzejewski: *Królewskość Matki Bożej*; in: B. Przybylski, *Gratia Plena*, 394).

Einer der herausragendsten Theologen zum Thema Königtum Mariens ist der Pauliner Ambrozy Niesporkowicz (1643—1703). Neben der bereits bekannten Darstellung der Geschichte Jasna Góras, bei der die Vorgänge des Herbstes 1655 eine große Rolle spielten, beschäftigte er sich stark mit der Grundlegung und Begründung des Königtums der Gottesmutter. In seinem Buch „*Officina Emblematum*“ (Kraków 1661) bespricht er die verschiedenen marianischen Wahrheiten, darunter besonders die königliche Würde. Dafür bietet er eine reiche Quellensammlung von Zitaten aus der Schrift, der Patristik sowie von den Theologen. In einem gleichnamigen Werk (Kraków 1680) führt er dies systematisch weiter. In ähnlicher Richtung arbeitete auch der Hofprediger König Jan III. Sobieskis, Jan Morawski (1633—1700), der Franziskaner Spruszyński († 1700) u. a. Sie halfen dadurch mit, den religiösen Aufbruch, der durch die Verteidigung Czesłochowas und die Gelübde von Lwów in Richtung auf Mariens Königtum entstanden war und der

auf die Krönung hinauslief, zu vertiefen und auch theologisch auf ein richtiges Fundament zu stellen.

Das polnische Volk ein marianisches Volk

Die polnische Kirche legt Wert auf die Feststellung, daß schon die geschichtlichen Anfänge des christlichen Polen auf den Fundamenten einer Symbiose von Christentum, Kirche und Staat bestanden. In dieser Symbiose ist „seit Anfang an das Religiöse mit dem Nationalen eng verwoben und verwachsen. . . . Zu diesem religiösen Lebensstil gehört auch seit jeher als sein Hauptausdruck der polnische Marienkult“ (Versöhnungsbotschaft der polnischen Bischöfe an den deutschen Episkopat vom 18. 11. 1965). Ein alter Zeuge dieses Anfangs ist die erste Kirche Polens, die Mieszko I. (966–992) in Gniezno bauen ließ. Sie trägt den Titel der Aufnahme Mariens in den Himmel und war nach der Entstehung des dortigen Erzbistums lange Zeit Zentrum der Kirche in Polen. Von der marianisch geprägten Modalität polnischen Christseins spricht nicht nur die Zeit des 17. Jahrhunderts, die wir vor allem behandeln, oder die gegenwärtige Situation, die auffallend marianisch geprägt ist, sondern auch die Anfangsgeschichte. „Dem Schutz Mariens wurden auch die folgenden Kathedralen, Abteien, Kollegien sowie Klöster und Kirchen übergeben. Die ersten polnischen Heiligen kennzeichnet die Andacht zur Jungfrau Maria. Die Könige waren ebenfalls Marienverehrer“ (Bracha, 458).

In den ersten Jahrhunderten entstanden zwei marianische Strömungen im polnischen Volk. Von Gniezno aus wurde vor allem die Verehrung der Assumpta im Volk gefördert. Dieser Strom war wenig theologisch unterstützt, hat aber vor allem durch die kultische Feier stets neuen Auftrieb erhalten. Mittelpunkt der zweiten Strömung wurde Kraków. Hier wurde stark die Unbefleckte Empfängnis Mariens und ihre Mitwirkung an unserem Leben verbreitet: Maria, die den Menschen die Erlösungsgnade Christi vermittelt. Da sich Kraków zum wissenschaftlichen Zentrum des Landes entwickelte, wurde hier auch viel theologische Arbeit in genannter Richtung geleistet. Maria wurde in ihrer Verbindung mit Christus gesehen und verkündet.

Ein Stolz der Nation ist auch das älteste Lied Polens, ein Marienlied, das in sich eine kurze Zusammenfassung des geglaubten Symbolons und ein Bekenntnis dazu darstellt: „Bogurodzica Dziewica“. Ausdrücklich sind vier marianische Artikel umschrieben: die Gottesmatterschaft, ihre unversehrte Jungfräulichkeit, ihre Mittlerschaft auf Erden und ihre Fürsprache im Himmel. Die Sendung Mariens ist deutlich verbunden mit der Christi und im grundlegenden Terminus des Liedes, der Gottesmatterschaft, enthalten (vgl.

Bracha, 459; ältester erhaltener Text um 1408). Das Lied ist zugleich eines der ersten Sprachdenkmäler. Es ist bewußt als ein Hinweis auf diese allerfrüheste polnische marianische Tradition zu sehen, daß dieses Lied jeden Abend beim sogenannten „Appell des Volkes vor der Königin“, bei dem der Segen für die ganze Nation gegeben wird, gesungen wird (Anm.: Jeden Abend um 21 Uhr wird beim Gnadenbild in Jasna Góra für das ganze Volk gebetet und der Segen gespendet. Dies heißt der „Appell“).

Die polnische Marienfrömmigkeit ist eng verbunden mit dem Gedanken- und Traditionsgut der übrigen europäischen Nationen. Seit dem 16. Jahrhundert wurden wichtige Bücher ins Polnische übersetzt, die einen nachhaltigen Einfluß ausübten. Klassische Literatur wie die Werke von Arias, de la Croix oder Nieremberg und Sebastian Sailer wurden ebenso veröffentlicht wie Maria von Agredas „Mistica Ciudad de Dios“ und wurden gern und oft gelesen. Jedoch suchte all das einen eigenen polnischen Ausdruck. Einer der stärksten ist die Feier besonderer Tage, die der Gottesmutter geweiht wurden. Es entwickelte sich der Brauch der Samstage, die in besonderer Weise gefeiert wurden. Ein spezieller Ausdruck der Marienliebe sind auch die sogenannten Marianischen Kalender, die nicht nur alle möglichen Marienfeste enthielten, sondern für jeden Tag des Jahres den marianischen Zug beim Tagesheiligen — oft weit hergeholt — eruieren wollten. Sie sahen dann etwa folgendermaßen aus:

„18. November: hl. Odon, der um Gebete zur Gottesmutter gebeten wurde und als Abt von Cluny bestimmte, daß an jedem Samstag die Tageszeiten und die Messe zu Ehren der Allerseligsten Jungfrau Maria im Kloster gehalten werden sollten.

19. November: hl. Stanislaw Kostka, dem Maria, als er krank war, Jesus auf die Arme legte, ihn wieder gesund machte und ihn in den Jesuitenorden berief.

20. November: hl. Elisabeth: sie verehrte die Gottesmutter vor allem in ihren Bildern, die damals durch ihre Wunder berühmt waren“ (Józef Majkowski: Matka Boza w dawniej polskiej asczie; Homo Dei 26 [1957], 67).

Einige Formen wurden in Polen besonders beliebt. Aus der Frömmigkeit der Karmeliter stammt das Skapulier und hat dort eine alte Tradition. In Polen ist die erste Skapulierbruderschaft in Kraków ab 1569 nachweisbar. Ab der Wende zum 17. Jahrhundert hatte sich das Skapulier im ganzen Volk verbreitet. Ablassfeste der Gottesmutter mit dem Skapulier wurden bei den Klöstern besonders feierlich begangen. Keiner zog mehr in den Krieg oder trat eine weite Reise an, ohne das Skapulier zu tragen. „Sogar die Mütter waren unruhig, wenn sie am Hals ihres Kindes nicht das Skapulier sahen“

(Jan Fijalek: *Królowa korony Polskiej*; *Przegląd Kóscielny* Poznań 3 (1902), 416). Man war fest überzeugt, daß jeder, der dieses Zeichen trage und ihren Namen anrufe, bei seinem Tod auf ihre Hilfe rechnen könne.

Die Tradition der Dominikaner brachte der polnischen Kirche die Übung des Rosenkranzes. Wiewohl schon lange praktiziert, hatte er sich nicht allgemein ausgebreitet. Es war ein Verdienst Bzowskis, daß er praktisch vom ganzen Volk übernommen wurde. In Kraków fing man an, das Bild der Gottesmutter vom Schnee „Gottesmutter vom Rosenkranz“ zu nennen. Das 17. Jahrhundert brachte in Polen geradezu eine Massenbewegung hin zum Rosenkranz und den Rosenkranzbruderschaften. Allgemein fing man an, die sogenannten literarischen Bruderschaften in Rosenkranzbruderschaften umzugestalten. Alles wollte dazu gehören, ohne Unterschied des Geschlechtes, des Alters, der Herkunft, der Stellung. Selbstverständlich war jeder König in dieser Zeit Mitglied in der Bruderschaft. Man ging sogar soweit, daß man selbst Tote darin aufnahm (vgl. Fijalek 3, 84). Äußerlich sichtbar trug jeder, ob lebend oder im Sarg, den Rosenkranz am Gürtel (vgl. Golebiowski, *Ubiory w Polsce*, Warszawa 1830, 177 f.). Besonderen Auftrieb erhielt die Rosenkranzfrömmigkeit in Polen durch die Schlacht bei Wien 1683, bei der der Polenkönig Jan Sobieski an der Spitze des christlichen Heeres die Türken besiegt hatte. Vor Beginn der Schlacht hatte er das Heer mit seinem Rosenkranz gesegnet (vgl. Jan Wojnowski: *Rozwój czci Matki bozej w Polsce*; *Homo Dei* 26 (1957), 855). Schon vorher war das nach der Schlacht bei Lepanto allgemein eingeführte Fest in Polen feierlich begangen worden. Mit der Feier des 7. Oktobers verband sich der eigene Sieg bei Chocim, dessen Gedächtnis vor allem im Zusammenhang mit der Prozession mit der Gottesmutter vom Rosenkranz in Kraków gefeiert wurde. In 172 Dominikanerklöstern des damaligen Polen verehrte man wundertätige Bilder der Gottesmutter vom Rosenkranz (vgl. Andrzej Górniewicz: *O Różáncu w Polsce*, *Księga Pamiatkowa Marianyna* Lwów 1905, 64).

Schon etwas mehr Einsatz verlangte die jesuitische Einrichtung der Marianischen Kongregation. Sie begannen ihre Wirksamkeit im polnisch-litauischen Reich ebenfalls um die Jahrhundertwende. 1585 entstand im Kollegium in Plock die erste Marianische Kongregation, dann in Braniew, Pultusk, Kalisz, Lublin, Jaroslaw, Sandomierz, Wilno etc. 1601 wurde die erste Akademikersodalität gegründet unter dem Titel der Assumpta, ein Jahr später die erste für Adlige und 1619 für Bürger und Handwerker in Kraków. Hundert Jahre früher als im Westen gab es bereits 1642 eine Kongregation für adlige Frauen. Von dieser Zeit an stehen die meisten unter dem Schutz der Immaculata (vgl. Wojnowski, 855). Dieser trockene Aufriß anhand der Chronologie zeigt den stetig wachsenden Einfluß dieses Instrumentes zur Erneuerung und Vertiefung des Glaubens durch gute Schulung

und Formung von Führungskräften in Staat und Kirche. Sämtliche Könige des 17. Jahrhunderts waren „sodales mariani“.

Eine beliebte Andachtsform sind die sogenannten „Godzinki“. Es handelt sich dabei um die polnische Version des kleinen Marienoffiziums, das in der Kirche schon lange bekannt war und in Polen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts nachweisbar ist: „Im 17. Jahrhundert wurde der Gesang der Godzinki von der Unbefleckten Empfängnis der Gottesmutter eingeführt. Obwohl sie fremder Herkunft waren, paßte die polnische Seele diese sich an. Man sang sie sehr oft, und das nicht nur in den Kirchen vor den Frühmessen, sondern auch in den Palästen und Häusern, hinter dem Pflug und auf dem Schlachtfeld“ (Jerzy Domanski: Niepokalane Poczęcie Najśw. Maryi Panny; in: B. Przybylki, Gratia Plena, 211 ff). Sie gehörten lange Zeit zu den bekanntesten und populärsten religiösen Liedern in Polen (vgl. Jan Arcab: Matka Boza w Polskiej kulturze katolickiej; Ateneum Kapłańskie 58 [1959], 421). Ebenfalls fanden der Engel des Herrn und die Roratemesen im Advent schnelle Verbreitung.

Unter dem Einfluß franziskanischer Spiritualität entstanden die Kalvarienberge. Sie stellen besonders die Verehrung der Leiden Jesu und die sieben Schmerzen der Gottesmutter heraus und waren ausgestattet mit großen Kreuzwegstationen und Kapellen, in denen das Leiden Jesu lebendig vor Augen gestellt wurde. Meistens kamen an den großen Tagen des Leidens des Herrn noch Mysterienspiele dazu, die eine große Menschenmenge diese christlichen Zentralereignisse nacherleben ließen (vgl. ebd.). Den ersten und bedeutendsten Kalvarienberg stiftete zu Beginn des 17. Jahrhunderts Mikołaj Zebrzydowski. Auf einem Hügel an den Ausläufern der Karpat erbaute er vierzig Kapellen und ein großes Bernhardinerkloster. Nach ihm trägt dieser Kalvarienberg den Namen „Kalwaria Zebrzydowska“. Die nächsten entstanden in der Nähe von Przmyśl und in Wilno (vgl. Janusz Tasbir: Historia kościoła katolickiego w Polsce [1460–1795], Warszawa 1966, 111).

Damit ist auch schon die bedeutsame Wallfahrtsbewegung angesprochen, die das 17. Jahrhundert kennzeichnete. Wenn es die Umstände der vielfältigen Kriege zuließen, war der Pole sehr oft auf Wallfahrt. Zielpunkt waren zunächst für einige die großen europäischen Wallfahrtsorte. Für die Mehrzahl waren es die zahlreichen im ganzen Lande verstreuten wunder-tätigen Bilder und Statuen, besonders die großen Wallfahrtsorte, allen voran Częstochowa. Hier ist ein deutlicher Einfluß der Belagerung des Klosters und der Gelübde von Lwów festzustellen. Besonders herausragend war die Dreihundertjahrfeier des heiligen Ortes in Częstochowa 1682, die ganz festlich und mit viel Volk begangen wurde. Die Wallfahrtsströmung zu den be-

sonderen Gnadenorten war so populär, daß sie im 18. Jahrhundert sogar die Konfessionsgrenzen überschritt und auch bei den Protestanten beliebt wurde. „Im Fürstentum Preußen und in den Masuren ließ die Marienverehrung sogar unter den evangelischen Polen nicht nach; sie hielten Wallfahrten nach Swieta Lipka (Heiligelinde im Ermland) und hörten dort eine von ihnen eigens bestellte Messe, die sogenannte ‚Mazurka‘, während der sie auf den Knien um den Altar mit brennenden Kerzen herumzogen. Sie bemühten sich auch, einmal im Leben die hl. Kommunion zu empfangen“ (Karol Gorski: *Od religijności do mistyki. Zarys dziejów życia wewnętrznego w Polsce I 966—1795*, Lublin 1962, 170). Ebenfalls an der Schwelle zum 17. Jahrhundert wurde in Wilno ein Gebet veröffentlicht, das ein Formular darstellte, wie man sich selbst Maria weihen könne. Szafranec meint sogar, daß es als Vorlage für die Lwower Gelübde hätte dienen können (Sykstus Szafranec: *Sluby Jana Kazimierza* 1. 4. 1656, unveröffentlichtes Archivexemplar, 95—98). Wer sich mit diesem oder einem ähnlichen Gebet Maria übereignet hat, sieht in ihr die Domina, Patrona und Advocata, seine Herrin, Beschützerin und Fürsprecherin:

„Heilige Maria, Mutter Gottes und Jungfrau! Ich, N., erwähle Dich heute zu meiner Herrin, Patronin und zu meinem Anwalt und beschließe und nehme mir vor, Dich niemals im Stich zu lassen, nichts gegen Dich zu tun oder zuzulassen, daß von meinen Untergebenen etwas gegen Deine Ehre unternommen wird. Ich flehe Dich an: Nimm mich als dauernden Diener an, stehe mir in all meinen Handlungen bei und verlaß mich nicht in der Stunde meines Todes. Amen“ (Gorski, 169).

Faßt man zusammen, so fällt auf, daß recht wenig polenspezifische Frömmigkeitsformen festzustellen sind. Der bescheidene Querschnitt hat aber doch gezeigt, daß das Polen des 17. Jahrhunderts mit seiner reichen und vielseitigen Blüte marianischen Lebens keine Eintagsfliege war. Von Anfang an bis heute läßt sich ohne Einschränkung das Wort vom polnischen Volk, das ein marianisches Volk sein will, aufrechterhalten. Blicken wir speziell auf das 17. Jahrhundert, so drückt sich das Originelle dieses marianischen Zeitalters nicht so sehr in der Entwicklung neuer Formen aus als in der Intensität des Durchbruchs z. T. noch mittelalterlicher Gebets- oder Frömmigkeitsübungen. Die allgemeine Verbreitung dieser Formen hat zu einer weiten positiven Disposition für die Aufnahme der Proklamation Mariens zur Königin Polens, die in der Folgezeit oft eine dominierende Rolle einnahm, mitgeholfen. Die Frömmigkeit des einfachen Volkes war vor allem durch vier Elemente geprägt und gefördert:

1. durch viele lange Predigten, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch ihre polemische Art vieler Leute zufriedenstellten und auch einen stark katechetischen Einschlag hatten.

2. Bücher und Drucke: hier ragen heraus Laternas „Harfa duchowna“ und Skargas Gebetbüchlein für Männer.
3. zahlreiche Sodalitäten und Bruderschaften, die ab 1600 großen Einfluß auf das Volk, seine Feste und Feiern hatten.
4. Wallfahrten zu wundertätigen Bildern, besonders Marienbildern und Kalvarienbergen, die neu ins Land kamen (vgl. Gorski, 158 f.).

Das Christentum war populär, das heißt: es bestimmte den Lebensrhythmus von Adel und Volk. Man lebte vieles aus der Heilsgeschichte mit und nach in den Formen des 17. Jahrhunderts. Typisch ist hier die große Tradition der polnischen Krippen, die bis heute noch sehr gepflegt wird. Die dargestellten Figuren und Szenen nehmen zeitgeschichtliche Gestalt an. Palästina wird ins Dorf verlegt. Auch die verschiedenen Stände werden einträchtig bei der Krippe aufgestellt: Bauer, Bürger, Szlachcic und Hochadel (vgl. Tazbir, 115). Den Gottesdienst bestimmten theatralische Formen, wobei gleichzeitig die Kirche wie ein Markt sein konnte mit ihrem Lärm und ihrem Getriebe. Die Szlachta zog etwa beim Verlesen des Evangeliums den Säbel und bedeckte den Kopf zum Zeichen, daß sie immer bereit sei, den Glauben und das Wort Gottes zu verteidigen (ebd. 162). Die Religion war auch das Mittel, das alle Stände miteinander verband. Sie schuf eine Heimat für Hoch und Nieder, indem sie viel stärker als in Westeuropa im Volk verwurzelt und ihm nahe blieb. So wurde sie zum Hort der Einheit und Solidarität des Volkes trotz der äußerst großen sozialen Nöte im Land. Diese Art damaliger polnischer Frömmigkeit „mit all ihren in hohem Maße theatralischen Formen war zugleich für die Szlachta wie auch das Volk etwas mehr als eine Form von Religiosität. Für die Szlachta bildete sie die Manifestierung der eigenen Pracht und Macht, denn sie kam der Vorliebe dieses Standes für Prunk und Pracht entgegen. In dieser aufwendigen und farbenfrohen Frömmigkeit spiegelte sich der Stolz des Adelsstandes wieder. Die Herren auf Erden ehrten den Herrn im Himmel. Ebenso bestärkte der Katholizismus auch unter der Landbevölkerung das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Zusammen begab man sich zum Gottesdienst, gemeinsam schritt man in der Prozession, zu bestimmten Gelegenheiten verehrte man dieselben Bilder und die gleichen Patrone. In der Intention der herrschenden Klasse hatte die Religion die Stabilität der Gesellschaftsstruktur auf dem Land zu wahren“ (ebd. 165).

Die Anfänge der polnischen Schule des geistlichen Lebens

Die polnische Marienszese hat auch ihren „Weg zur Vereinigung“ entwickelt. Dazu gehört vor allem die Gesinnung, sich total an Maria zu verschren-

ken, die Hingabe in die Sklavenschaft, ihr und ihres Sohnes Sklave, *mancipium*, sein zu wollen. Eine solche Strömung, daß jeder wahre Marienverehrer sich ihr als Sklave weihen müsse, ist — soweit überhaupt — durch Tätigkeit und Schrifttum des hl. Grignion von Montfort bekannt geworden. Es zeigt sich aber, daß sie in ihrer polnischen Form schon viel früher in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bekannt und in Polen verbreitet war. Grignion (1673—1716) bestätigt selber in seiner „Vollkommenen Andacht“, daß der Jesuit Stanislaw Falacjusz zu dieser Entwicklung der Andachtsformen entscheidend beigetragen habe (vgl. Grignion de Montfort: Traktat o prawdziwym nabozenstwie do Najsw, Mari Panny, Niepokalanów 1948, 117).

Ein P. Falacjusz ist im damaligen Polen zwar nicht aufzufinden. Doch handelt es sich wohl um Franciszek Stanislaw Fenicki (auch Foenicjusz oder Phoenicius geschrieben). Er veröffentlichte 1632 in lateinischer Sprache in Lublin ein Büchlein mit dem Titel „*Mariae mancipium*“, das noch im selben Jahr mit einer Reihe praktischer Ergänzungen ebenfalls in Lublin durch Jan Chometowski in polnisch herausgegeben wurde. Damit wird ein neuer Anfang in der Marienfrömmigkeit gesetzt. Dies weist Chometowski jedoch mit dem Hinweis auf eine jahrhundertealte Tradition in der Kirche des Mittelalters zurück (vgl. Jan Chometowski: *Petko B. Panney Maryey albo sposob oddawania sie iey za niewolnika*, Lublin 1632, 68 f.). Er verweist auf Petrus Damiani († 1072) und Walter von Birbach († 1222), geht aber nicht auf den in Polen schon vorbereiteten Boden ein, etwa auf die Arbeit von Theologen wie Leczycki, daß Maria nämlich durch ihre Gottesmutterchaft ein Recht auf die Menschen habe. Daraus ergibt sich für ihn, daß dieses ihr Recht einen höheren Dienstwillen und eine innigere Liebe als irgendeine andere geschaffene Person erfordere, weil sie alle weit überrage. Wer sich der Gottesmutter als Sklave geweiht hatte, trug ein Zeichen mit der Aufschrift: „*Ego mancipium Mariae*“. Die Weihefeier selber fand entweder am Fest der Verkündigung des Herrn oder Mariens Aufnahme in den Himmel statt. Man übernahm dabei folgende Verpflichtungen:

1. Die wichtigste Pflicht ist eine innige und dauernde Marienverehrung. Sodann sollten durch Wort und Beispiel andere zu einem ähnlichen Kult angeregt werden. Äußerlich sollte jeder ein Marienbild im Hause haben und die Gottesmutter grüßen, wenn er ein Bild von ihr sieht oder ihren Namen hört oder liest.
2. Alle Marienfeste sollen begangen werden.
3. Der Samstag soll als Marienitag gehalten werden, und dies soll durch gute Werke und Andacht zum Ausdruck kommen: Almosen, Besuch der Messe, Rosenkranz, Litaneien u. a. werden vorgeschlagen.

4. Tägliches Gebet für die Gefangenen, besonders auch für die Armen Seelen im Fegfeuer und für die Schiffbrüchigen.
5. Immer, wenn man an einer Kirche vorbeigeht, soll man den Heiland im Tabernakel grüßen, dessen Freude es ist, bei den Menschenkindern zu sein.
6. Mehrmals am Tag ist ein Stoßgebet zu verrichten, durch das man sich der Fessel, die an Maria bindet, erinnert, etwa: „O meine Herrin, Jungfrau Maria, ich bin Dein Knecht und für ewig Dein Sklave.“ (Fr. Stanislaw Fenicki: *Mariae Mancipium sive modus tradendi se in mancipium Deiparae Virgini*, Lublin 1632, 153)
7. Täglich eines von mehreren Auswahlweihegebeten oder zumindest den Engel des Herrn beten (ebd. 151–154).

Nicht nur der Mensch des 20. Jahrhunderts hat eine gewisse Reserve dagegen, Sklave zu heißen, auch Gott gegenüber; auch der damalige Christ hatte eine solche Abneigung. Chometowski geht in seiner Einleitung darauf ein:

„Den Herren, die sich der Sklavenschaft schämen, ist das fürchterlich; sie kennen ja das Gut aller Freiheit. Den Armen ist es auch nicht angenehm und bringt ihr Herz in Erregung, weil sie am eigenen Leib gespürt haben, was Unfreiheit ist . . . Aber fürchte Dich nicht vor diesen Fesseln und dem, was die Sklavenschaft mit sich bringt. Der Jungfrau Maria dienen bedeutet herrschen, und unter ihre Sklaven gezählt werden, ist eine größere Würde als König und Monarch der Welt zu sein“ (Chometowski, a.a.O., Vorwort I).

Eine derartige Weihe hat ihren Ursprung in der eigenen Hingabe Mariens. Sie war die erste Dienerin und Skavin. Der Gläubige übergibt sich ihr als seiner Herrin, weil Christus ihr die Menschen übergeben hat (vgl. Fenicki, 15 f.). Der theologische Grund der Übereignung ist ihre Mitwirkung beim Erlösungswerk ihres Sohnes und ihre Aufgabe als Gnadenmittlerin (vgl. Chometowski, 25 ff.). Die biblische Grundlage ist die Verkündigungsszene: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn“, das Magdsein der Herrin sowie ihr Anerkennen der eigenen Schwachheit im Magnifikat. Aus dieser Grundhaltung entspringt ihre Größe, ihre „vincula“, die sie an Gott binden, etwa ihr Glaube, ihr Gehorsam, ihre Reinheit usw. (vgl. Fenicki 2 f.). Der Sklave macht sich auf den Weg der Nachahmung; aber nicht nur die Haltung wird verlangt, sondern auch die Bindung. „Wir sind Diener Mariens, weil wir von ihr zahllose Wohltaten empfangen haben“ (a.a.O., 29). Marianische Bindung und Haltung kommen in besonderer Weise im Weihegebet zum Ausdruck, das Fenicki vorschlägt (a.a.O., 146 ff.).

Forschungen der letzten Jahrzehnte haben ergeben, daß der Gedanke der hl. Sklavenschaft besonders stark im Freundeskreis des Jesuiten Kasper Druzicki (1590—1662) lebendig war, aus dessen Mitgliedern die Hauptvertreter der polnischen asketischen Schule stammen. Druzicki war mit neunzehn Jahren in die Gesellschaft Jesu eingetreten, hatte in Kalisz, Lublin, Poznań und Toruń studiert und war nach seiner Priesterweihe Professor an mehreren Kollegien. Nachdem er 1625 das vierte Gelübde abgelegt hatte, war er bis zu seinem Tode ständig auf führenden Posten, als Novizenmeister, Spiritual, Rektor oder Provinzial. Nur während des Schwedenkrieges hatte er für zwei Jahre vor den Schweden in die Verbannung gehen müssen.

Es lassen sich zwei Schwerpunkte der Anliegen Druzickis feststellen: Der eine ist die Herz-Jesu-Frömmigkeit, der andere seine Marienverehrung. Die Grabinschrift in Poznań gibt sein Lebensprogramm wieder: „Ich liebe Jesus mit der Liebe Mariens und liebe Maria mit der Liebe Jesu“ (Gorski, 130). Druzicki ist davon überzeugt, daß Maria Mutter alles Geschaffenen und deshalb Herrin der Welt ist, der man sich übergeben und unterwerfen müsse (vgl. Kasper Druzicki, *Opera omnia ascetica*, Bd. I, Ingolstadt 1732, 227). Darin liegt der Ansatz für die Sklavenschaft Maria gegenüber. Sein Biograph Pawlowski überliefert einen persönlichen Weihegebetstext, in dem es heißt: „... trado me Tibi in mancipium, in Filium, in haereditatem, in haeredem“ (Daniel Pawlowski, *Vita P. Gasparis Druzicki*, Kraków 1670, 11). Er will also Sklave, Sohn, Erbteil und Erbe Mariens werden. Die Begriffe ergänzen und erklären sich gegenseitig. Das Wort „mancipium“ gebraucht er auch in Verbindung mit dem Ordensleben in seinem Traktat „*De religioso mancipio*“ (*Opera*, Bd. II, 181—196).

König Wladislaw IV. gehörte zu denen, die schon sehr früh diese Strömung förderten. Sie zielte in erster Linie auf eine Umgestaltung des eigenen Lebens, auf eine Vertiefung der allgemein verbreiteten und in vielen äußeren Zeichen sich ausdrückenden Marienfrömmigkeit. Insofern war diese Weihe in die Sklavenschaft ein gewisser Gegenpol zur Massenfrömmigkeit, der schon im Ansatz schwieriger aufzugreifen war, weil er auf den ersten Blick abstoßend wirkte. Reinheit des Herzens, Überwindung der eigenen Fehler, Nachahmung Mariens und damit ein evangelisches Leben war viel mehr als das Verrichten von ein paar Gebeten und die großen öffentlichen Feiern, bei denen man noch stolz sein konnte dazuzugehören, Abzeichen zu tragen usw.

Es scheint, daß es eine innere Verwandtschaft gibt zwischen dieser mehr nach innen gerichteten Asese der vollkommenen Hingabe an die Gottesmutter und der Massenbewegung im Zusammenhang mit der Königin Polens von Częstochowa. Äußerlich besteht keine Beziehung. Dennoch möchte ich eine Verbindung ziehen und die These aufstellen: Eine vertiefte Weihestromung im Sinne des „*Mariae Mancipium*“ ist eine verborgene Quelle

für die Fruchtbarkeit einer alle Volksteile umfassenden — und deswegen notwendigerweise oberflächlicher bleibenden — Krönungsbewegung, wie sie in Polen aus den dargestellten Ereignissen von Częstochowa und Lwów 1655/56 geworden ist. Anlaß zu dieser These ist neben dem Befund aus dem 17. Jahrhundert, daß beide zur gleichen Zeit Bedeutung erlangten, die Beobachtung der Vorgänge in unserem Jahrhundert. Mit dem Widerentstehen des polnischen Staates nach dem ersten Weltkrieg war ein gewaltiges Aufblühen der Częstochowa-Wallfahrt und der Verehrung Mariens als Königin von Polen verbunden, das immer wieder einen Höhepunkt erlebte und auch jetzt wieder auf einen solchen zustrebt und mit einem pastoralen Konzept verbunden wurde. Parallel dazu entstand zur gleichen Zeit die Strömung der „Militia Mariae“ um den Franziskanerpater Maximilian Kolbe, der sich ständig reflexiv auf das Anliegen des hl. Grignion berief und alle Menschen zu einer vertieften Abhängigkeit von Maria und Bindung an sie im Sinne der vollkommenen Hingabe führen wollte. Somit entstand eine Verbindung von Elite- und Massenfrömmigkeit auf der gleichen Wellenlänge, ein Miteinander von Gesinnung und Form, Sicherung und Ausdruck der allen gemeinsamen Marienliebe. Daß beides sich gegenseitig durchdringt, ist vorausgesetzt und sichtbar selbstverständlich.

Jonestown und die Voraussetzungen

Im November des verflossenen Jahres ging eine Schreckensnachricht um die Welt: In der früheren britischen Kolonie Guayana am Nordrand Südamerikas hatten mehr als neunhundert Mitglieder einer Sektengemeinde gemeinsam Selbstmord durch Gift verübt. Zu diesem Massenselbstmord waren sie von dem Sektengründer und -führer James Jones, einem Amerikaner aus Kalifornien, angestachelt worden. Jones hatte seine Sekte „Tempel des Volkes“ und die nach ihm benannte Siedlung „Jonestown“ im tropischen Urwald gegründet, um in ihr besonders jungen Menschen, die mit den gesellschaftlichen Verhältnissen in USA nicht zufrieden waren und zu einem guten Teil aus dem Bodensatz der amerikanischen Gesellschaft stammten, aufzunehmen. Es waren aber auch ältere Amerikaner im Rentenalter und ganze Familien der Verlockung eines neuen, ungestörten Lebens unter der Führung von Jones in den Urwald gefolgt. Was sie im fernen Guayana erwartete, war allerdings nicht eine Insel der Seligen, sondern, wie einige Sektenmitglieder, die sich dem Befehl ihres Führers und dem Massenrausch der Selbstvernichtung rechtzeitig entziehen konnten, berichteten, ein wahres Konzentrationslager. Der Wille des Sektenführers entschied und bestimmte alles. „Es war ein Gefangenenlager. Wir arbeiteten wie die Sklaven“, bezeugte einer von ihnen. „Eine ständige Gehirnwäsche machte aus den Mitgliedern übermüdete und verängstigte Leute, die sich kaum je gegen eine Entscheidung auflehnten.“ Wer Jones den Gehorsam verweigerte, wurde über die tägliche Arbeitszeit von zwölf Stunden hinaus mit zusätzlicher Zwangsarbeit bestraft, die unter der Aufsicht von einem Dutzend schwerbewaffneter Männer zu verrichten war. In perverser Weise ließ der Sektengründer sich von seinen Anhängern mit „Vater“ anreden. Der in der Siedlung vorgeschriebene Gruß bestand im Vorstrecken der rechten Faust. Auf welche Weise und warum kam es zu dem Massenselbstmord? Unmittelbarer Anlaß war der Besuch einer Gruppe von Amerikanern unter der Führung des Kongreßabgeordneten Leo Ryan aus San Francisco. Ryan hatte von den schlimmen Zuständen in der Sektensiedlung gehört. Da manche Sektenangehörige aus seinem Wahlkreis stammten, wollte er den Dingen nachgehen und den amerikanischen Staatsbürgern, denen das Leben in der Siedlung leid war, das Ausscheiden aus dem Sektenverband und die Rückkehr in die USA ermöglichen. Der Abgeordnete und seine Delegation, darunter einige Journalisten, wurden freundlich empfangen. Man gab ihnen sogar ein Fest, so daß es schien, als ließe sich die Absicht Ryans in friedlicher Zusammenarbeit regeln. Am Tage nach dem Fest jedoch hatte sich

die Lage total verändert. Jones überredete die Mehrzahl seiner Gefolgsleute zum „revolutionären Massenselbstmord“, „damit uns die amerikanischen Faschisten nicht kriegen“. Ehe der Massenselbstmord durch Gift erfolgte, wurde der Abgeordnete Ryan mit einigen seiner Leute, darunter zwei Journalisten, sowie einer Anzahl von Sektenmitgliedern, die sich auf seine Seite begeben hatten, in einem unerwarteten Überfall umgebracht.

Gefährliche Gruppendynamik

Nach Bekanntwerden des scheußlichen Geschehens stellte einer der bedeutendsten deutschen Psychologen, Prof. Peter R. Hofstätter von der Universität Hamburg, in der „Welt“ vom 21. November die Frage nach den „Wegbereitern des Mr. Jones“. Für Prof. Hofstätter ist der Massenmord im fernen Guayana ein Ereignis, das uns auch in Europa und nicht zuletzt in Deutschland durchaus angeht. Er weist darauf hin, daß die Bildung jener Sekte und die Bildung von terroristischen Banden, wie sie seit Jahren das Leben in der Bundesrepublik beunruhigen, miteinander zu tun haben. „Wir erschrecken,“ so schreibt Hofstätter, wenn wir derlei Nachrichten wie die aus Guayana vernehmen, „aber wir müssen uns gleichzeitig eingestehen, daß wir schon seit geraumer Zeit mit Formen der zwischenmenschlichen Bindung experimentieren oder spielen, von deren Ernsthaftigkeit wir uns in der Regel keine rechte Vorstellung machen. Gruppendynamik ist die große Mode. Da und dort — häufig von Psychologen, denen ihre Wissenschaft zu langweilig geworden ist — wird sie in einer bis zur Harmlosigkeit verdünnten Form dargeboten: ein Wochenende, demnächst wieder eins, viel Palaver und etwas Geschmuse, ein bißchen Zärtlichkeit ohne jede auf die Dauer gerichtete Verpflichtung. Ganz amüsan — warum nicht? Es macht Spaß — den meisten Teilnehmern jedenfalls. Man übersieht freilich, daß die Kräfte, die den Zusammenschluß exotischer Sekten und terroristischer Banden bewirken, im Prinzip von der gleichen gruppendynamischen Natur sind.“ Hofstätter will nicht behaupten, daß jede Form von Gruppendynamik gefährlich ist. Es gibt Unterschiede. „Der Unterschied liegt zunächst einmal, und vielleicht sogar hauptsächlich, am Grad der Isolation. Aus den gruppendynamischen Veranstaltungen kehrt man nach kurzer Zeit wieder in den Alltag zurück. Sekten und Banden reduzieren dagegen den Umweltkontakt ihrer Angehörigen ganz drastisch, so sehr, daß ‚Menschen‘ im vollen Sinne des Wortes schließlich nur noch die Glaubensgenossen sind, aus denen dann früher oder später auch Tatgenossen werden. Es darf dann einfach kein Zurück mehr geben, denn das wäre für die Gruppe der Anfang vom Ende, während es dem einzelnen Mitglied als die schlimmste Katastrophe des Selbstverlustes erscheinen müßte.“

Aber nicht nur im geistigen Hintergrund, sondern auch im Vollzug weisen manche der heutigen Sektenbildungen und unsere terroristischen Banden Ähnlichkeiten auf. „Manche Demonstrationen und sehr viele Hausbesetzungen — wie sie bis vor kurzem bei uns veranstaltet wurden — waren im Grunde die Initiationsriten sich bildender Gemeinschaften, bei denen zwischen politischer Ideologie und religionsartigen Dogmen kaum zu unterscheiden war.“

Bindungslosigkeit

Man muß freilich noch weiter und tiefer fragen. Warum drängen junge Menschen in derlei Gruppen und zu gruppenspezifischer Behandlung? Warum sind sie dafür disponiert, sich in die Irre führen und mißbrauchen zu lassen? Hofstätter gibt zwei Antworten. „Es scheint uns so, als würden junge Menschen plötzlich verwirrt und damit anfällig für die Verführungskunststücke von Sekten- und Bandengründern. Was wir dabei verkennen, ist das, was wir den jungen Leuten schuldig geblieben sind. Es war gut gemeint und zugleich Ausdruck unseres schlechten Gewissens, daß wir ihnen Toleranz in jeder Hinsicht erweisen wollten und daß wir ihnen jede nur denkbare Freiheit eingeräumt haben. Schuldig geblieben sind wir ihnen den festen Halt in echten Überzeugungen. Wir hatten Angst davor, die jungen Menschen allzu fest an uns und unsere Welt und an unsere Sicht der Welt zu binden, weil wir sie — wie es so schön heißt — am aufrechten Gang nicht hindern wollten. Daß wir sie damit den Leuten vom Schlag des Mr. Jones in die Arme getrieben haben, wollen wir auch heute noch nicht wahrhaben.“ Mit anderen Worten: Die ältere Generation hat die jungen Menschen der Bindungslosigkeit ausgeliefert. Da der Mensch aber Bindungen braucht, um leben zu können, gehen die jungen Menschen schließlich Bindungen ein, die ihnen alle Freiheit nehmen und sie ins Verderben führen.

Auch den großen Kirchen gibt Prof. Hofstätter Teil an der Schuld. „Mehr oder minder deutlich haben die christlichen Kirchen in den letzten Jahrzehnten den Anspruch aufgegeben, daß sie die einzig wahre Glaubenslehre verkünden. Man ist ‚liberal‘ und läßt sich deshalb gern auf den Dialog mit Weltanschauungen ein, die von der eigenen Ansicht radikal abweichen und die — ziemlich unverhohlen — in ihrem Herrschaftsbereich eine revolutionäre Abschaffung des Christentums beabsichtigen. Da und dort hat man sich auch dazu durchgerungen, terroristische Befreiungsbewegungen so zu unterstützen, daß aus den Mitteln der christlichen Nächstenliebe Schnellfeuerwaffen, Handgranaten und Bomben angeschafft werden können. Die verstümmelten Leichen weißer Siedler und der mit ihnen kooperierenden Neger erschrecken — so scheint es — nicht mehr. Freiheit rangiert vor Bindung — wobei allerdings ‚Religion‘ im Wortsinn soviel bedeutet wie ‚Bindung‘ . . .“

Verneinung des Lebens

Prof. Hofstätter hatte schon früher, am 1. Juli 1978, in der „Welt“ auf ein anderes Phänomen aufmerksam gemacht, das in diesem Zusammenhang bedacht werden muß: die zunehmende Neigung junger Menschen zum Selbstmord. Aus den jährlichen Statistiken der Weltgesundheitsorganisation geht deutlich hervor, daß immer mehr Jugendliche überall in der Welt die „Flucht in den Tod“ antreten. Neuerdings trifft dies nicht mehr nur auf die 15- bis 24jährigen, sondern auch auf die unter 15 Jahren zu. Dabei wächst die Zahl der Selbstmorde bei Jugendlichen stärker als bei der Gesamtbevölkerung. Die von einem finnischen Experten vorgenommene Analyse der Ursachen dieses Phänomens erbrachte das Ergebnis: Die heutigen Jugendlichen gelangen ohne hinreichende Vorbereitung in die „Gefahrenzone der Erwachsenenheit“, der Selbstverantwortung. Sie vermögen aber mit der allseitigen Freiheit, die man ihnen gibt, nichts anzufangen. Um von der Freiheit den rechten Gebrauch zu machen, haben sie Halt, Geborgenheit, menschliche Wärme und Solidarität nötig, die ihnen jedoch von denen, die an erster Stelle dafür in Frage kommen, nicht gewährt werden. Die Folge davon ist, daß sich ihrer eine Lebensangst bemächtigt, die das Totsein als einen Zustand der Ruhe und des Friedens erscheinen läßt, einen Zustand also, der wünschenswerter erscheint als das konkret erfahrene Leben.

In Guayana scheint beides zusammengekommen zu sein: das Fehlen jeder gesunden notwendigen Bindung, dafür aber eine verderbliche Totalbindung an einen Führer, der sich, wie so oft schon im Laufe der Geschichte, als ein Irreführer erwies, und die Neigung, ein Leben, dessen Grundgefühl der Angst durch die verderbliche Bindung nur überdeckt, nicht aber überwunden war, als nicht lebenswert wegzuworfen. Damit hat der Massenselbstmord von Jonestown die tiefste Krankheit und die bedrohlichste Gefahr unseres Zeitalters, die Bindungslosigkeit und den daraus hervorgehenden Nihilismus, auf neue und fürchterliche Weise sichtbar gemacht.

Buchbesprechungen

DIE ORDENSTRACHTEN SIND IN den meisten Ländern seit dem Ende des II. Vatikanischen Konzils erheblich zurückgegangen, ja weithin aus der Öffentlichkeit ganz verschwunden. Das hat seinen Grund einmal in der Abnahme der Mitgliederzahlen religiöser Gemeinschaften; zum anderen liegt es daran, daß – von Ausnahmen absehen – das Ordenskleid von den Angehörigen der Orden, Kongregationen und Gesellschaften kaum noch getragen wird, oft nicht einmal mehr in den Häusern des gemeinsamen Lebens. Eine besondere Kleidung für Ordensleute – dasselbe gilt für Priester – wird als museal, für die heutige Zeit unangemessen und der Verbreitung des Evangeliums eher hinderlich betrachtet. Es scheint fast so, als gehöre das Ordensgewand endgültig der Vergangenheit an. Auf der anderen Seite will die Diskussion um das geistliche Kleid, sei es für Priester, sei es für Ordensleute, nicht verstummen. Eine nicht abreißende Kette von Publikationen aus der nachkonziliaren Zeit beweist es. Eine beachtenswerte Studie zu diesem Thema erschien 1977 in der Reihe des Instituts für Theologie des Ordenslebens Claretianum in Rom aus der Feder von Matias Augé. Ihr Verdienst dürfte vor allem darin bestehen, eine Diskussion „sine ira et studio“ zu ermöglichen.

In den ersten beiden Teilen seiner Untersuchung zeigt der Autor die Geschichte der Ordenstracht auf, und zwar zunächst in der Frühzeit des Ordenslebens, die für ihn von den ersten Anfängen des Mönchtums im Eremitentum des Orients bis zur Gründung der benediktinischen Familie einschließlich reicht und sich damit im großen und ganzen mit der ausgehenden Antike deckt. Es folgen sodann die Jahrhunderte des Mittelalters bis in das Zeitalter der katholischen Reform im 16. Jahrhundert, mit Gründungen wie den Barnabiten, Theatinern, Jesuiten, Oratorianern usw. Die restlichen Jahrhunderte bis auf unsere Zeit werden keiner

eigenen Betrachtung unterzogen, da sie in der Entwicklung der Ordenstracht nichts Neues bringen. Der dritte und letzte Teil der Studie untersucht das Ordenskleid vom Gesichtspunkt der Psychologie und Soziologie aus, um daran anschließend zu Folgerungen für die praktische Anwendung heute zu gelangen.

Die Einteilung der geschichtlichen Entwicklung der Ordenstracht in Antike und Mittelalter folgt nicht einfach dem üblichen Schema der Kirchengeschichte, sondern ist in der Sache, d. h. in der Entwicklung der Ordenstracht selbst, begründet. Der Autor arbeitet heraus, daß in den ersten Jahrhunderten, zur Zeit der großen Mönchsväter – Pachomius und Basilius im Morgenland, Benedikt im Abendland – das Mönchskleid an erster Stelle einen funktionalen Charakter hatte. Es diente vor allem einem doppelten Zweck: dem Schutz vor der Ungunst der Witterung und dem Schutz des Schamgefühls. In Übereinstimmung mit dem Schriftwort, daß diejenigen, die kostbare Kleider tragen, in den Palästen der Könige wohnen (Lk 7, 25), war es von den Charakteristika der Einfachheit, der Armut und der Bescheidenheit bestimmt. Von Bedeutung ist, daß das Mönchskleid sich von der Kleidung, wie sie damals allgemein getragen wurde, grundsätzlich nicht unterschied: Das lange Mönchsgewand, die Tunika, war auch das typische Kleid der Menschen der damaligen Zeit im Mittelmeerraum. Nach Auffassung des Autors kennen die großen Mönchsväter, vor allem der hl. Benedikt, keine „Mystik“ des Mönchskleides; das Kleid und seine einzelnen Bestandteile haben noch keine höhere, symbolische Bedeutung, sondern kennzeichnen seinen Träger lediglich als Angehörigen des Mönchsstandes, der mit dem Ernst macht, was an sich für alle Christen gilt.

Das ändert sich im Laufe des Mittelalters. Bis zum 9. Jahrhundert läßt sich ein Prozeß der „Sakralisierung“ des Ordenskleides fest-

stellen. Fortan sieht man in ihm ein Zeichen der Gottgeweiheit, der Absage an die Welt und der Bekehrung. Man beschäftigt sich mit den Einzelheiten der Gewandung, mit seiner Farbe, seiner genauen Form, und deutet sie symbolisch aus. Im Zusammenhang damit erhält das Mönchskleid auch eine reichhaltigere und kostbarere Gestaltung, so etwa in Cluny. Mit dem Aufkommen von Reformen wie den Zisterziensern, die sich bewußt in einen Gegensatz zu der geschichtlich gewachsenen Form des Benediktinertums stellen, bekommt das Mönchskleid zusätzlich den Charakter eines Unterscheidungsmerkmals. Im Spätmittelalter, gegen Ende des 13. Jahrhunderts, und dann noch mehr am 14. und 15. Jahrhundert, schreitet die Sakralisierung fort. Das Ordensgewand ist deswegen heilig, weil es der betreffenden Gemeinschaft von oben, meist durch ein huldvolles Eingreifen der Muttergottes, geschenkt wurde. Weil heiligen Ursprungs, möchten auch die Laien wenigstens im Tode mit ihm bekleidet werden, um dadurch den Strafen des Fegefeuers zu entgehen.

Für die Entwicklung und Betrachtung des Ordenskleides wurde von ausschlaggebender Wichtigkeit der Wandel der abendländischen Mode im 14. und 15. Jahrhundert, zur Zeit der Renaissance und des Humanismus. Waren bereits im Mittelalter die längeren Gewänder des griechisch-römischen Kulturraumes von den Beinkleidern der Germanen zurückgedrängt worden, so wurde nun für die Kleidung die Form des menschlichen Körpers maßgebend. Die Kleidung sollte möglichst die Figur des Körpers zum Ausdruck bringen. Es ist klar, daß dieser Umschwung für die Ordensgemeinschaften zu einem kritischen Moment wurde. Sie blieben, wie auch zunächst die Akademiker, bei ihrem traditionellen langen Gewande. Dadurch aber war der Abstand zur allgemeinen Kleidung, zur herrschenden Mode, besonders kraß und auffällig geworden. Einen ähnlichen Einschnitt stellt der Wandel der Mode in den letzten hundert Jahren mit dem Siegeszug der Konfektionskleidung dar. Die Spannung zwischen der üblichen

Kleidung und dem geistlichen Kleid der Ordensleute wurde dadurch weiter verschärft.

Bei der psychologischen Betrachtung und Bewertung des Ordenskleides geht der Autor von der Tatsache aus, daß menschliche Kleidung überhaupt mit dem innersten Personkern des Menschen zu tun hat und Ausdruck der jeweiligen Persönlichkeit ist. Auf der anderen Seite soll Kleidung schützen: nicht nur den Körper, sondern auch den Menschen als moralische Person. Beide Gesichtspunkte sind auch für das geistliche Kleid zu beachten und in ein Gleichgewicht zu bringen. Wenn dabei heute der menschliche Leib eine stärkere Berücksichtigung erfahren darf als es früher der Fall war, so will der Autor doch auch die Gefahren beachtet wissen, die hier dem Manne bzw. der Frau aus ihrer psychischen Anlage heraus entstehen können.

In soziologischer Hinsicht erörtert der Autor das Verhältnis des modernen abendländischen Menschen zum Ordenskleid und stellt die Frage nach seinem Kommunikationswert, nach seiner Eignung als eventueller Ausdruck des Protestes gegen bestimmte Zeitströmungen und zur Kennzeichnung unterschiedlicher Sozialpositionen und Sozialfunktionen. Er vergißt auch nicht, das Phänomen des rapiden Wechsels der Mode in der Gegenwart in Betracht zu ziehen.

Zusammenfassend ist Augé der Meinung, daß ein Ordenskleid auch heute noch durchaus seine Bedeutung hat und daß sein Tragen nach wie vor begründet ist. Die Bedeutung kann nach ihm jedoch nicht mehr darin gesehen werden, eine „Flucht aus der Welt“ und eine „Verachtung der Welt“ zu signalisieren. Es soll vielmehr den Menschen eine Botschaft bringen und die Werte vergegenwärtigen, für die das geistliche Kleid immer Zeugnis ablegen wollte. Für die konkrete Gestaltung des geistlichen Kleides werden zwei Leitlinien empfohlen: 1. Es sollen die Grundkriterien heutiger Kleidung beachtet werden. Solche sind für ihn: Brauchbarkeit für die tägliche Praxis, Erhaltung der Gesundheit, eine gewisse

Schönheit und Wirtschaftlichkeit. 2. Es sollen die überzeitlichen Werte der Einfachheit, der Armut und der Bescheidenheit aufleuchten. Damit glaubt der Autor auf der Linie des II. Vatikanischen Konzils zu stehen, das im Dekret „*Perfectae Caritatis*“, Nr. 17, sagt: „Das Ordenskleid als Zeichen der Weihe an Gott soll einfach, bescheiden, arm und dennoch schön sein.“ Wenn man allerdings von diesem Konzilstext auf die Kriterien des Autors blickt, dann gewinnt man den Eindruck, daß Augé den Charakter des Ordenskleides als Zeichen der Gottgeweihtheit zu kurz kommen läßt oder unterschlägt. Zustimmung wird man der abschließenden Äußerung, daß die Regelung der Frage der Ordenstracht nicht einfach auf dem Wege des Gehorsams getroffen werden, sondern in einem entsprechenden Reifungsprozeß geschehen sollte. Nach einem Worte des hl. Augustinus ist an erster Stelle für das „heilige innere Kleid des Herzens“ Sorge zu tragen.

Matias Augé, *L'abito religioso. Studio storico e psico-sociologico dell'abbigliamento religioso. Roma 1977: Istituto di Teologia della Vita Religiosa „Claretianum“*, 176 S.
E. Monnerjahn

SEIT ETWA ZWANZIG JAHREN erntet man in der Öffentlichkeit, wenn man vom „christlichen Abendland“ spricht, häufig ein mitleidiges Lächeln oder gar blanken Hohn. Es verbinden sich mit diesem Begriff offenbar keine Werte mehr, für die sich der Einsatz lohnt. Geschätzt, geachtet wird das christliche Abendland bestenfalls noch als ein Phänomen der Vergangenheit. Für Gegenwart und Zukunft wird ihm von den Beherrschern der öffentlichen Meinung heute keine Bedeutung mehr zuerkannt.

In diesem Zusammenhang gilt es auf ein Buch hinzuweisen, das ein eindringliches, kämpferisches Bekenntnis zur Unentbehrlichkeit des christlichen Abendlandes darstellt. Gemeint sind die Lebenserinnerungen des großen Malers und Schriftstellers

Richard Seewald „Die Zeit befiehlt, wir sind ihr untertan“. Lebenserinnerungen sind sehr in Mode gekommen, sie werden offenbar viel gekauft und gelesen. Im Falle Seewalds sind sie allerdings nicht das Resultat einer kürzlich hochgekommenen Modeströmung, sondern der organische Abschluß eines schöpferischen Lebens.

Daß Seewald als Künstler zu einem Vorkämpfer dessen wurde, was christliches Abendland“ in seiner umfassendsten und tiefsten Bedeutung umschließt, hat er selber auf eine innere Anlage und Bestimmung zurückgeführt. Zunächst sah es indes so aus, als ob sein Leben eine andere Richtung nehmen würde. Geboren 1889 in der kleinen neumärkisch-pommerschen Kreisstadt Arnswalde, kam er nach Gymnasium und Abitur 1909 nach München, wo er nach dem Willen seines Vaters Architektur studieren sollte. Tatsächlich aber fing er nicht einmal das erste Semester richtig an, sondern mietete sich ein Atelier, um seiner Leidenschaft und Begabung als Maler nachzugehen. Bald schon war er ein sehr lebendiges Mitglied der damaligen Münchener Bohème. Gleichzeitig wandte er sich der Literatur zu. Seine erste literarische Tat war die Übersetzung von André Gides „*Voyage d'Urien*“. Im Anschluß daran verschlang er Gides sämtliche Werke. 1911 bereits heiratete er, und zwar begab er sich zu diesem Zwecke mit seiner Braut nach London, weil die Trauung dort ohne große Umstände vollzogen werden konnte. Das Geld für die Reise und für den Aufenthalt in der britischen Hauptstadt hatte er sich bezeichnenderweise geliehen.

Der Umbruch zum „Abendländer“ ereignete sich im Kontakt mit dem großen und unterschiedenen katholischen Denker Theodor Haecker. „Durch ihn lernte ich das Christentum als die einzige achte Aristokratie auf dieser plebejischen Erde kennen.“ Haecker machte ihn auch mit Kierkegaard und mit Newman bekannt. Indes hatte Seewald schon 1910 bei einer Reise nach Ascona zum erstenmal das erfahren, was er das „Erlebnis des Südens“, d. h. des Mittelmeerraums nennt. Er begann zu begrei-

fen: „Die Begegnung mit dem Lateinischen ist uns Deutschen allerdings aufgegeben. Wir haben es zu vollziehen, oder wir bleiben ‚Barbaren‘ außerhalb des Limes Romanus . . . Durch solche echte Synthese brachte in Naumburg und Bamberg die deutsche Plastik jene Meisterwerke hervor, die der großen französischen Plastik ebenbürtig sind. Ihr Gesetz heißt: das Maß, die Mäze.“ Damit ist eine Wesenskomponente dessen formuliert, was Seewald unter Abendland versteht. Er wiederholt sein Bekenntnis zu dem Gesetz des Maßes als einem Grundgesetz abendländischer Existenz angesichts einer Ausstellung von Bildern Emil Noldes 1912: „Ich wurde hin und her gerissen von der Bewunderung dieser bis dahin unerhörten Farbexplosion und der Ablehnung seiner rücksichtslosen Vergewaltigung der Dinge. Mein mittelmeerisches Herz, das soeben zu schlagen begonnen hatte, protestierte. Ein Mittelmeerer zu sein heißt nämlich Maß und Mitte verehren.“ Fortan blieb er bei dieser Position. Noch im Heiligen Jahr 1950 trug er auf einem Kongreß christlicher Künstler in Rom seine „alte Donquichotterie vom Maß und von der Mitte vor als die heute einzig avantgardistische Haltung“.

Maß und Mitte in der Kunst hieß für ihn vor allem zweierlei: Die Kunst muß dem Menschen und dem Menschlichen verpflichtet sein, und: ihr Gegenstand ist die Welt als Schöpfung und Kosmos. „Das Verlassen des Menschlichen war aber das Signum des Expressionismus.“ Später, in der „Kunst ohne Form“, der „informalen Kunst“, „geschah etwas Beispiellooses in der Geschichte der Menschheit: der Mensch wurde aus der Kunst eliminiert und mit ihm alle kreatürlichen Dinge“. Er aber war gewohnt, „alle Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, was sie eigentlich bedeuten, für was sie Zeichen sind“. Es war ihm unmöglich, „sie anders als ein eschatologisches zu sehen“. Im Gegensatz zu modernistischen Kunstrichtungen wie die „neue Sachlichkeit“ Anfang der zwanziger Jahre malte er „Dinge“, nicht „Sachen“. „Dinge sind Teile des Kosmos, in dem sie brüder-

lich miteinander wohnen. Sachen sind Stücke.“ Man sieht: Seewald hatte, ähnlich wie der Gründer Schönstatts, das separatistisch-mechanistische Denken als die Quelle und Macht des Zerstörerischen erkannt und bezog Stellung dagegen. Aus all dem wird verständlich, weshalb Wilhelm Hausenstein, der große Kenner und Förderer der Künste, ihn schon vor dem Ersten Weltkrieg charakterisierte: „Ein Moderner außerhalb der Kategorie – darum ein sehr Moderner.“

Um sich die Wirklichkeit „Abendland“ tiefer anzueignen, reiste Seewald bis an seine Grenzen, so z. B. nach Nordafrika, vor allem aber zu seinen Ursprüngen nach Palästina und nach Griechenland. Nach der Entdeckung Griechenlands trat er, inzwischen Professor an den Kölner Werkschulen geworden, in die katholische Kirche ein, „damit das, was ich dort entdeckt hatte, sich zum vollen Begriff des christlichen Abendlandes runde“. Fortan nahm er auf allen Reisen zwei Bücher mit: das Missale und den Vergil. „So trage ich immer das Abendland mit mir.“ Nach der Konversion wandte Seewald sich in wachsendem Maße religiösen Themen zu. Aus den dreißiger Jahren sind seine „Bilder zur Bibel“ sehr bekannt geworden, die von den braunen Machthabern als „entartete Kunst“ verboten wurden, freilich auch die Gegnerschaft einiger damaliger Bischöfe erfuhren, so daß sie erst 1949 im Druck erscheinen konnten.

Noch ehe Hitler in Deutschland die Macht ergriff, siedelte Seewald für immer in die Schweiz, nach Ronco im Tessin, über. 1939 nahm er die Schweizer Staatsbürgerschaft an. Nach dem Ende des II. Weltkrieges erneuerte er wieder die Bindungen nach Deutschland, so vor allem durch die Übernahme einer Professur an der Akademie in München, wo er sich einen zweiten Wohnsitz einrichtete und bis zu seinem Tode im Jahre 1976 die Wintermonate zu verbringen pflegte. München war 1976 auch der Ort seiner letzten Ausstellung, mit dem Titel „Kunst für die Kirche“. Sie war, wie er schreibt, „ein unmißverständliches

Bekenntnis zum christlichen Abendland“ und wirkte gerade darum ungemein provokativ. „So konnte es nicht fehlen, daß jene, die sich als Vollstrecker der ‚Befehle der Zeit‘ selber ernannt haben, herbeieilten, um gegen diesen so verhaßten Begriff ihren Protest anzumelden. Alles vor Marx ist Prähistorie! ... Die Mehrzahl von ihnen waren katholische Priester, die mit dem ‚New Look‘ des Intellektuellen, in Kleidung und Haartracht, schon vom äußeren Erscheinungsbild her ihre totale Öffnung zur Welt demonstrierten und sich als Revolutionäre kenntlich machen wollten. Sie stellten fest, daß ich auf der untersten Stufe der Kunst zu rangieren hätte, allein dadurch, daß meiner Kunst jegliche Sexualität fehle.“

Am Ende seiner „Erinnerungen“ stellt Seewald die Frage nach der Zukunft des Abendlandes. Wird es der Ameisenstaat sein? Haben die technischen „Wunder“, die die Technokraten hervorgebracht haben, die Autos, Helikopter, Jets, Bulldozer, Baukräne, nicht bereits die Formen einer kommenden Insektenwelt vorweggenommen? Die Antwort lautet: „Uns aber, den Bekennern des trinitarischen Gottes, ist es aufgegeben, dank der übernatürlichen Tugend der Hoffnung, gratis data, auch gegen alle Hoffnung zu hoffen.“

Nach der Lektüre des Buches ist man versucht hinzuzufügen: Sollte das Abendland, wie die bisherige Geschichte es kennt, von seinen eigenen Kindern zugrunde gerichtet werden, so wird man es von neuem entstehen lassen müssen, denn die Menschheit vermag ohne dieses Abendland, wie Richard Seewald es so hervorragend bezeugt, nicht menschlich zu existieren.

Richard Seewald, Die Zeit befiehlt, wir sind ihr untertan. Lebenserinnerungen, Freiburg-Basel-Wien 1977: Verlag Herder, 345 S., Ln., DM 38,00.

E. Monnerjahn

DIE LITERATUR ÜBER HITLER reißt nicht ab. Sie kann offenbar nicht abreißen. Hitler war ein Kind unserer Zeit.

Ein Extremfall freilich. Aber gerade darum brachte er in besonders exemplarischer Weise zum Vorschein, was in unserer Zeit auch an Möglichkeiten des Bösen und Teufelischen enthalten ist. In Hitler-Büchern hält unsere Zeit sich einen Spiegel vor. Im Grunde geht es dabei immer um die Frage: Wie konnte es dazu kommen? Und: Wie kann man den Ablauf der Hitlerjahre mit ihren Fürchterlichkeiten erklären? Eine der besten Publikationen zu diesem Thema brachte im verflossenen Jahr der bekannte Journalist und Essayist Sebastian Haffner heraus. Haffner, 1907 in Berlin geboren, emigrierte 1938 aus Gegnerschaft zum Naziregime nach England und war dort für Tageszeitungen tätig. 1954 kehrte er nach Deutschland zurück, war einige Jahre Leitartikler für die „Welt“, danach für den „Stern“. Mit seinen politischen Positionen und Wertungen kann man häufig nicht übereinstimmen. Immer aber wird man ihm ein präzises Denken und eine prägnante, verständliche Formulierungskunst bescheinigen müssen. Das trifft auch auf das hier zu besprechende Hitler-Buch zu. Das Buch stellt im übrigen keine Biographie dar, sondern beleuchtet Hitler in sieben Kapiteln unter jeweils einem Gesichtspunkt. Wohl aber fügen die Kapitel sich zu einem bündigen Ganzen.

Haffner zeichnet zunächst in glänzender Weise die Problemstellung: „Hitler lebte vom 20. April 1889 bis 30. April 1945, also ziemlich genau sechsundfünfzig Jahre, weniger als die normale Lebensspanne. Zwischen den ersten dreißig und den folgenden sechsundzwanzig Jahren scheint eine unerklärliche Kluft zu liegen. Dreißig Jahre lang ein obskurer Versager; dann sofort eine politische Lokalgröße und am Ende der Mann, um den sich die ganze Weltpolitik dreht. Wie reimt sich das zusammen?“ So dann hütet Haffner sich vor einer Verharmlosung Hitlers: Er macht ihn nicht zum Produkt der gesellschaftlichen und geschichtlichen Verhältnisse noch erklärt er ihn zu einem Dilettanten oder lediglich zu einem Meister der Massenbeeinflussung. In zwei Kapiteln mit den Titeln „Leistungen“ und

„Erfolge“ beschreibt er eine aufsteigende Linie in Hitlers Wirken als „Führer und Reichskanzler“, die einem fast zu positiv erscheinen will. Danach hat Hitler Jahre vor Adenauer und Erhard ein „Wirtschaftswunder“ vollbracht. Im Laufe von nur drei Jahren beseitigte er ein Heer von sechs Millionen Arbeitslosen. Er war ein bedeutender Feldherr, ein Weltveränderer, wie es seit Alexander dem Großen kaum einen gegeben hat. Als „Leistungsathlet“ überragt er selbst Napoleon.

Doch der aufsteigenden Linie folgt die absteigende. Haffner läßt sie mit den Irrtümern beginnen, die in Hitlers Weltanschauung grundgelegt sind. Die wesentlichsten Irrtümer sieht er in Hitlers Theorie von der Geschichte als einem permanenten Kampf der Rassen um Lebensraum und von der notwendigen Auseinandersetzung mit dem Feind Nr. 1, dem Judentum. Aus den Irrtümern gingen zwangsläufig die Fehler hervor, und sie waren um so schwerer, je größer die Irrtümer waren. Zu den gravierendsten Fehlern Hitlers zählt Haffner seine Judenfeindlichkeit, seine Behandlung der unterworfenen Völker Europas, allen voran Frankreichs, sodann den Krieg gegen Rußland und die rational nicht begreifbare Kriegserklärung an die Vereinigten Staaten.

Aber Hitler beging nicht nur Fehler. Er war zutiefst ein Verbrecher. Seine schlimmsten Verbrechen resultierten ebenfalls aus den Irrtümern seiner Weltanschauung, insbesondere die Ausrottung der europäischen Judentum. In ihr enthüllt Hitler, was er zutiefst war: ein nihilistischer Massenmörder.

Das letzte Kapitel seiner „Anmerkungen zu Hitler“, wie das Buch heißt, überschreibt Haffner mit „Verrat“. Damit meint er, daß Hitler Verrat an dem Land übte, das er zu nie dagewesener Größe zu führen verheißt hatte, an Deutschland. Kein Land, nicht einmal Rußland und Polen, sei durch Hitler so schwer geschädigt worden wie das eigene Volk. „Hitler hat 1945 in ganz Deutschland eine Wüste hinterlassen – eine physische und, was allzuleicht vergessen

wird, auch eine politische Wüste ... Er hat sogar noch Schlimmeres gewollt: Sein letztes Programm für Deutschland war der Volkstod.“ „Die deutsche Staatlichkeit – nicht nur in ihrem rechtsstaatlichen, auch in ihrem ordnungsstaatlichen Aspekt – hatt er von Anfang an der beabsichtigten Totalmobilisierung der Volkskräfte und, nicht zu vergessen, der eigenen Unabsetzbarkeit und Unersetzlichkeit aufgeopfert.“ Sehr treffend ist Haffners Urteil, daß „Hitler wohl das extremste Beispiel eines Politikers“ ist, „der sein persönliches Sendungsbewußtsein über alles stellte und Politik nach den Maßstäben seiner persönlichen Biographie machte“. Im übrigen paßte seine „Persönlichkeit zum deutschen Nationalcharakter ungefähr so, wie seine Parteitagbauten nach Nürnberg paßten – also wie die Faust aufs Auge.“

Man behauptet nicht zuviel, wenn man sagt, daß Haffner auf seinen zweihundert Seiten mehr zur Erhellung des Phänomens Hitler beiträgt als mancher dickleibige Wälzer. Freilich: Zuletzt läßt auch er einen unbefriedigt zurück. Haffner gibt einen tiefen Einblick in die Mechanismen des Ablaufs der Hitlerjahre. Die Frage, wie es so weit kommen konnte, bleibt auch bei ihm unbeantwortet. Sie kann wohl etwa nur mit Theodor Haecker gegeben werden, nach dem seit der Menschwerdung des Ewigen Wortes für den abendländischen Menschen jene Wertordnung verbindlich ist, an deren Spitze das Heilige steht. Weil Hitler diese Wertordnung in so extremer Weise verfehlte, weil er sich fanatisch gegen die Hinordnung des Menschen auf das Heilige, auf die Gnade in Jesus Christus stellte, darum konnte aus seinem Tun nichts anderes herauskommen als brutale, sinnlose Zerstörung. Wo immer aber der Mensch sich in gleicher Weise der Gnade in Christus verweigert, wird Hitler von neuem möglich.

Sebastian Haffner, Anmerkungen zu Hitler, München: Kindler Verlag 1978, 204 S., DM 14,80.

E. Monnerjahn